

## Versöhnung im Zeichen des Evangeliums

**Der auf der Insel Neu-Britannien beheimatete animistische Stamm der Kol galt bislang als kriegerisch und Fremden gegenüber grundsätzlich feindlich eingestellt. Vom Evangelium waren die Kol noch so gut wie gar nicht erreicht worden. Das änderte sich vor einiger Zeit fast schlagartig - mit erstaunlichen Auswirkungen.**

dmg/tv. Hans-Georg und Margarete Hoprich, Missionare der Deutschen Missionsgemeinschaft (DMG/Sinsheim) berichten, daß sich ein ganzes Dorf als überaus kriegerisch geltenden Stammes der Kol in Papua-Neuguinea dem christliche Glauben zugewandt habe. Im Kol Dorf Mansepana sei ihrem Team ein überaus herzlicher Empfang bereitet worden. Hoprich berichtet: „Das Männerhaus - das größte Haus im Ort - war extra für uns sauber gemacht und hergerichtet worden. Sogar Schlafmatten lagen schon da. So etwas hatten wir zuvor noch nirgends erlebt. Das ganze Dorf erwartete unsere Ankunft.“

Am dritten Tag, nach einem Gottesdienst, reagierten die ersten Kol. Zwölf von ihnen entschieden sich, einen bewußten Schritt in die Nachfolge Jesu zu tun. Missionar Hoprich: „Am vierten Tag, nach intensiver Evangelisation, hatten auch die anderen Bewohner offenbar begriffen, um welch lebenswichtige Entscheidung es sich hier handelt. Sie kamen alle zum Glauben.“

Die folgenden Tage seien ausgefüllt gewesen mit persönlichen Gesprächen und Seelsorge. Aus drei Orten um Mansepana seien darauf die Dorfältesten gekommen. Sie baten: „Kommt und besucht auch uns!“ Zwei der Dorfchefs wollten die Missionare gleich mitnehmen.

Die Ereignisse in Mansepana öffneten nicht nur die Türen für die erstmalige, echte Missionsarbeit unter den Kol. Sie wirkten sich auch positiv auf das Verhältnis bisher verfeindeter Stämme. Zur Einweihung einer Kirche am Rande des von den Kol besiedelten Urwaldgebietes versammelten sich sowohl die Kol-Leute aus Mansepana als auch diejenigen aus dem Mamusi-Stamm. Beide Stämme führten seit Jahren Krieg gegeneinander.

Die Kol aus Mansepana rückten geschlossen an - ausgerüstet mit Bibel und Buschtrommel. Sie hatten den zweitägigen Fußmarsch durch den Urwald und den Berg Ulewun (ein tätiger Vulkan) nicht gescheut. Die Mamusis ihrerseits wohnen 150 Kilometer westlich, in den Bergen. Zum ersten Mal fanden sie sich zu einem gemeinsamen Treffen mit den Kol zusammen. Von der Tradition her Feinde, und zwei unterschiedlichen Sprachgruppen angehörend, fanden sie sich aufgrund ihrer durch das Evangelium erneuerten Gesinnung.

Sie schlossen Frieden. Das Fest mit über 300 Besuchern verlief fröhlich und friedlich. Hans-Georg Hoprich: „Im Erdofen gebackene Süßkartoffeln und das Fleisch wurden in Schubkarren herangefahren und auf Bananenblättern verteilt. Höhepunkt des Tages bildeten die im traditionellen Stil vorgetragenen Lieder der Kol und Mamusis. Gott wurde in verschiedenen Sprachen gepriesen.“

## Kommentar

Dieser Bericht vom anderen Ende der Welt klingt in westeuropäischen Ohren fast unglaublich. Man ist zumindest versucht, die Sache nicht ganz so ernst zu nehmen. Allerdings - die Ereignisse haben sich nachprüfbar so abgespielt. Die Information stammt aus erster Hand. Versöhnung im Zeichen des Kreuzes ist möglich: Gott vergibt dem Menschen aufgrund seiner Gnade und Liebe. Die Annahme dieser Wahrheit bereitet den Boden, um den an uns Schuldiggewordenen genauso zu vergeben. Wie sangen die Engel in Bethlehem: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, unter den Menschen des Wohlgefallens. » Frieden ist möglich. Am Beispiel zweier Urvölker in Papua-Neuguinea leuchtet die Weihnachtsbotschaft hell auf.

Überdenken wir die Situation noch einmal: Ein Volk, das gewohnt ist, Konflikte mit Gewalt auszutragen, hört die Botschaft des Gottessohnes, erkennt darin einen neuen Weg zu leben, sieht, daß darin die Kraft liegt, Altes aufzugeben und ändert seine Gesinnung. Es legt die Waffen beiseite und schließt mit den einstigen Feinden Frieden. Vergebung ist aufgrund von Gottes Gnade möglich.

Bei einem „primitiven“ Volk mag das ja noch gehen, denken vielleicht einige. Aber wir sind ja zivilisiert und gebildet... Nein. Vergebung ist nicht nur im Urwald nötig und möglich, sondern bei uns genauso. Wir kämpfen zwar nicht mehr mit giftigen Pfeilen gegen andere Stämme dafür um so brutaler mit giftigen Worten gegen Andersdenkende manchmal sogar gegen den Ehepartner.

Friede ist ein Geschenk Gottes aber wir müssen es annehmen. Das Evangelium von der Gnade Gottes ist so kräftig, daß es auch in unseren Beziehungen heilend wirken kann: in unseren Ehen, den Familien, am Arbeitsplatz, der Gesellschaft.

Rolf Höneisen

## „Entscheidung“ 1/97

### Dreimal versuchten sie, ihn zu töten!

#### Als Pioniermissionar unterwegs im Dschungel von Papua-Neuguinea

**Er ist gelernter Elektromechaniker, seine Frau Margarete Krankenschwester. Sie haben vier Söhne. Nach einer theologischen Ausbildung arbeiteten die beiden rund zehn Jahre als Missionare auf der Südseeinsel Neubritannien, in einer Umgebung, wo viele Nordeuropäer gerne ihren Urlaub verbringen würden: Sonne, Palmen, Sandstrände, unberührter Urwald... Doch es war vor allem die Liebe zu den Menschen, die Familie Hoprich zu Wahl-Neuguinesen machte.**

*Wenn Hans-Georg Hoprich von seinen Erfahrungen im missionarischen Dienst erzählt, leuchten seine Augen. Der Zuhörer spürt, daß dieser stämmige, etwas rauhbeinige Mann, der gern lacht, in Papua-Neuguinea zu Hause ist.*

**Hoprich:** Wir machten uns im November 1985 mit unseren - damals - drei Söhnen zur Insel Neubritannien auf den Weg. In den ersten Monaten konzentrierten wir uns ausschließlich darauf, die einheimische Lebensweise und, Kultur kennenzulernen. Wir waren gut vorbereitet und empfanden daher den Kulturschock nicht so stark. Zunächst galt es, die Sprache zu lernen, Pidgin, eine Mischung aus Englisch, Deutsch und vielen einheimischen Sprachelementen. Dabei halfen uns liebevoll Christen, die dort leben. Und doch kamen wir uns anfangs wie kleine Kinder vor, denn wir mußten nicht nur die Sprache lernen, sondern auch das Benehmen, den Umgang. Ostern 1986 zogen wir dann an unseren eigentlichen Einsatzort, Bialla. Von Anfang an erfüllte uns die Gewißheit, daß Gott uns an diesem Platz haben wollte.

**Frage:** *Und was für eine Existenzgrundlage Menschen dort?*

**Hoprich:** Biialla hat rund 2000 Einwohner der gesamte Distrikt ungefähr 40.000. Die Bevölkerung lebt vorwiegend vom Anbau und Verkauf von Ölpalmfrüchten. Man arbeitet auf Plantagen. Dabei hat die Familie einen hohen Stellenwert. Meistens leben zwei, drei Generationen zusammen und bewirtschaften mehrere Hektar Land. Doch neben diesen Siedlern, die oft von anderen Provinzen zugewandert sind, gibt es noch die Ureinwohner der Insel. Sie befinden sich heute in der Minderheit. Die Regierung hat jeder Familie sechs Hektar Land auf 99 Jahre geleast, und von diesem Grund und Boden können viele von ihnen tatsächlich existieren.

Bereits 1977 kamen die ersten Missionare nach Biialla, um dort das Wort Gottes zu verkündigen. Es entstanden kleine christliche Gruppen, die allmählich wuchsen. Erstaunlich ist, wie intensiv sich diese Gruppen und Gemeinden ausbreiteten, obwohl damals kein Missionar dort längere Zeit bleiben konnte. Manchmal wurden die kleinen Gemeinden monatelang nicht besucht.

Erstaunlich ist auch die Vielfalt der Christen, die in diesen Gemeinden zu finden ist. Sie kommen aus ganz unterschiedlichen Volks- und Sprachgruppen. An einem Sonntag machten wir einmal eine „Bestandsaufnahme“. Tatsächlich waren 28 verschiedene Sprachgruppen vertreten. Um so beeindruckender ist die Einheit im Glauben und in der Verkündigung des Wortes Gottes.

**Frage:** *Eigentlich müßten doch die Einwohner dieser Inseln Fremden gegenüber sehr mißtrauisch sein?*

**Hoprich:** Das ist richtig. Normalerweise trauen sie nur den Leuten aus ihrem Clan, ihrer eigenen Familie. Angehörige eines anderen Stammes werden als Feinde betrachtet. Doch diese jungen Christen demonstrierten etwas Neues. Von Anfang an bezeugten sie, daß sie nun zur Familie Gottes gehörten, die nicht an bestimmte Stämme und Sprachen gebunden ist. Übrigens: Papua-Neuguinea hat bei einer Einwohnerzahl von etwa 3,5 Millionen über 800 eigenständige Sprachen.

Der Glaube an Jesus veränderte diese Menschen so sehr, daß sie es lernten, auch Christen aus anderen Stämmen zu vertrauen - eine entscheidende Änderung im Hinblick auf die Kultur der Neuguinesen.

So hatte ich die Möglichkeit, in den Gemeinden in und um Biialla Schulungskurse zu halten, Familien- und Eheseminare, Leiter- und Pastorenschulungen, Jugendtreffen, usw. Ich nahm mir aber auch viel Zeit für die persönliche Betreuung der einzelnen und für das Gebet mit den Gemeindeleitern und Pastoren.

**Frage:** *Und eines Tages Sie sich mutig auf machten den Weg in den Dschungel?*

**Hoprich:** Ja. Eine befreundete Missionarin, die seit 40 Jahren in Papua-Neuguinea tätig ist, erzählte uns, in den Bergen hinter der Küste lebten viele Stämme, die noch nie das Evangelium gehört hätten. Die Berge dort gehören zu den steilsten der Erde. Sie sind von dichtem Urwald bedeckt. Im August 1986 begann ich, mit meiner Frau und einzelnen aus der Gemeinde um die Frage zu beten, ob wir in die Mamusi-Berge vordringen sollten. Doch zuerst mußte ich Menschen aus dem Stamm kennenlernen. Schließlich bekam ich Kontakt zu zwei jungen Männern, die sich an der Küste angesiedelt hatten. Mit diesen beiden jungen Mamusi entstand bald eine freundschaftliche Beziehung. Eines Tages fragte ich sie, ob sie mich zu ihren Mamusi-Dörfern begleiten würden.

Im Oktober 1986 war es schließlich soweit. Wir machten uns zu einer ersten Expedition ins Inland auf. Unser kleines Team bestand aus einem einheimischen Pastor, einem Gemeindeleiter, den beiden Mamusi und mir.

Wir wurden eindringlich vor dieser gefährlichen Reise gewarnt. Man erzählte uns, daß einige Missionare, die vor uns solch ein Wagnis unternommen hatten, von den Ureinwohnern umgebracht worden seien. Man riskierte es eben nicht, als Fremder in ein Stammesgebiet einzudringen. Der Pastor, der uns begleitete, verabschiedete sich von seiner Familie, indem er sie auf die Möglichkeit hinwies, daß er eventuell nicht wiederkommen würde.

Nachdem wir den ersten Abschnitt der Berghänge erklettert hatten, war ich so erschöpft, daß ich mir nur noch wünschte, umzukehren. Ohne die Hilfe der beiden Mamusi-Männer wären wir wahrscheinlich wirklich umgedreht. Sie nahmen mir mein Gepäck ab und trugen es! ohne zu murren. Mit dieser zusätzlichen Last waren sie immer noch schneller als ich ohne meinen Rucksack. Unterwegs hatten wir viele gute Gespräche. Ich merkte, daß Gott bereits angefangen hatte, an ihren Herzen zu arbeiten.

Als wir uns dem ersten Dorf, Jaujau, näherten, sahen wir einige Kinder fröhlich spielen. Sobald sie uns entdeckten, erschrakten sie und flüchteten in den Busch. Später erfuhren wir, daß sie mich für einen „Masalai“, einen Buschgeist, gehalten hatten. Sie hatten noch nie zuvor einen Weißen gesehen. Minuten später standen uns Männer aus dem Dorf gegenüber, mit riesigen Äxten und Speeren bewaffnet. Ihre Blicke machten deutlich, daß sie uns als Feinde betrachteten.

Viele Jahre später erzählte mir einer von ihnen, daß man uns natürlich unterwegs längst entdeckt hatte und uns umbringen wollte. Dreimal hätten sie es versucht, aber es sei nie gelungen. Offensichtlich hatte Gott jedesmal seine Hand dazwischen gehalten. Mit seiner Hilfe erreichten wir unbeschadet das Mamusi-Dorf.

**Frage:** *Warum wurden die Mamusi plötzlich freundlich?*

**Hoprich:** Einer unserer Begleiter verstand die Stammessprache. Wie ein Blitz schnellte er nach vorn und erklärte unsere Absichten. Durch sein Eingreifen erkannten die Dorfältesten, daß wir nicht gekommen waren, um ihnen etwas wegzunehmen, sie zu schädigen oder sie zu bedrohen. Im Gegenteil, wir wollten ihnen etwas bringen, die gute Botschaft von Jesus. Das verstanden sie dann. Außerdem konnte ich auch medizinisch helfen. Sehr viele litten unter Malaria oder hatten schreckliche Tropengeschwüre. Allmählich wuchs Vertrauen. Nachdem wir die Mamusi im Laufe der nächsten Jahre mehrfach besucht hatten, entstand dort 1992 die erste lebendige christliche Gemeinde.

Eine kleine Kirche wurde gebaut, ein Pastoren- und ein Gästehaus. Inzwischen versammeln sich dort jeden Sonntag mehr als 60 Menschen zum Gottesdienst. Drei Familien der Mamusis haben bereits eine Bibelschule besucht, die Pastorenausbildung abgeschlossen und arbeiten nun im vollzeitlichen Gemeindedienst.

1994 bildete sich eine zweite Mamusi-Gemeinde im Nachbardorf Jeka. Regelmäßig betreute der Pastor aus Jaujau auch diese Gemeinde, die sich schließlich eine kleine Buschkirche baute. Aber haßerfüllte Verwandte rissen sie wieder ab. Irgendwann waren die Christen in Jeka so entmutigt, daß sie beschlossen, an einen anderen Ort zu ziehen, um dort ein eigenes Dorf aufzubauen. Rund 150 Menschen machten sich auf den Weg und gründeten in angemessener Entfernung eine neue Siedlung, die sie Babata nannten. Und als erstes Gebäude in diesem neuen Ort errichteten sie eine Kirche, nicht etwa eine Wohnhütte.

Wir sind gespannt, was Gott in diesem Dorf tun wird. Dabei denke ich oft: Hätte sich unser Team damals nicht auf die gefährliche Reise nach Jaujau gewagt, wären die Mamusi, die heute Christen sind, wohl niemals mit dem Evangelium in Berührung gekommen?

**Frage:** *Warum heben Sie sich in ein so gefährliches Unternehmen gestürzt?*

**Hoprich:** Es war 1971, da hatte ich einen Punkt erreicht, an dem mir klar wurde, es kann nicht egal sein, welcher Religion ein Mensch angehört. Entweder stimmt es, was Jesus sagt, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ist, oder es ist eine Lüge. Und ich begriff, daß dieser Jesus der verheißene Messias ist - vor Tausenden von Jahren angekündigt, bis zum Geburtsort genau, und dann in diese Welt gekommen mit der Botschaft der Liebe und Rettung. Das hat mein Leben grundlegend verändert. Zugleich wurde mir klar, daß Menschen, die Jesus ablehnen, in der Ewigkeit nicht bei ihm sein werden. Die Bibel nennt sie „Verlorene“. Und plötzlich erfüllte mich eine so große Liebe für diese Verlorenen, daß ich bereit war, alle sogenannten Sicherheiten aufzugeben, und mich auf den Weg zu ihnen zu machen. Als meine Frau und ich dann mit unserem Dienst unter den Ureinwohnern Papua-Neuguineas begannen, war ich immer wieder erstaunt, wie offen sie uns entgegenkamen, wie bereit, das Evangelium zu hören.

**Frage:** *Nachdem die erste Mamusi-Gemeinde entstanden war, kamen weitere hinzu?*

Hoprich: Ja, wir drangen immer weiter in den Urwald vor. Dabei erreichten wir auch die 150 Kilometer östlich von Bialla gelegenen Dörfer des als äußerst kriegerisch bekannten Stammes der Kol. Wahrscheinlich waren wir die ersten Missionare, die in dieses Gebiet vorstießen und die nicht getötet wurden. Eine Erklärung dafür gibt es nicht, es ist ein Wunder und Gottes Antwort auf viele Gebete. Die Kol empfingen uns im Dorf Mansepana geradezu herzlich. Es hatte sich herumgesprochen, daß wir kommen würden. So hatte man extra das Männerhaus für uns gesäubert und bereits Schlafmatten hingelegt. Das ganze Dorf hatte offensichtlich auf unsere Ankunft gewartet.

Drei Tage lang predigten wir das Wort Gottes. Am dritten Tag, nach dem Gottesdienst, meldeten sich zwölf Menschen, die eine Entscheidung für Jesus treffen wollten. Am vierten Tag kamen auch die übrigen Dorfbewohner auf uns zu und sagten, sie wollten ebenfalls zu Jesus gehören.

Es war ein aufregender Tag, gefüllt mit persönlichen Gesprächen und Seelsorge. Auch aus drei benachbarten Dörfern kamen die Stammeshäuptlinge mit ihren Abordnungen und baten, wir möchten doch ebenfalls zu ihnen kommen.

**Frage:** *Sicherlich hat doch die Entscheidung für Jesus kulturelle Konsequenzen für diese Stämme?*

**Hoprich:** Ja, die Kultur der Kol verbietet es, mit anderen Stämmen freundschaftlichen Kontakt zu suchen. So hätten die Kol und die Mamusi normalerweise nie miteinander? Verbindung aufnehmen dürfen. Mißtrauen, Haß und Angst hatten das bisher auch verhindert. Nun aber waren in beiden Stämmen eine große Anzahl von Menschen zum Glauben gekommen. Als die erste Buschkirche an der Grenze des Kol-Gebietes eingeweiht wurde, kamen zum ersten Mal rund 300 Christen aus beiden Stämmen zusammen und feierten ein großes gemeinsames Fest. Viele Kol waren zwei Tage lang zu Fuß unterwegs gewesen, ausgerüstet mit Bibel und Buschtrommel, um dabei zu sein. Das Einweihungsfest wurde zugleich zu einer großen Versöhnungsfeier. Es war ergreifend, mitzuerleben, wie Gott in den verschiedenen Stamessprachen gelobt und gepriesen wurde.

**Frage:** *Die Stammeshäuptlinge bestanden sicherlich darauf, daß Sie auch zu ihnen kommen würden?*

Hoprich: Ja, mir ging ihr Anliegen immer wieder nach. Im letzten Jahr machten wir uns mit unserem Team erneut auf den Weg. Wieder ging es durch tiefsten Dschungel. Dabei mußten wir den Pandi-Fluß durchqueren. Normalerweise ist das ein ruhiges Gewässer, doch starker Regen hatte ihn in einen reißenden Strom mit gefährlichen Strudeln verwandelt. Wir mußten schwimmen - dabei war uns klar, daß es im Pandi Krokodile gibt... Nach der Überwindung des Flusses folgten wieder dachsteile Berge, dichtes Gestrüpp, Sumpfbiete. Um uns her tobten Gewitter, einmal fällte der Blitz direkt neben uns einen Urwaldriesen - aber keiner von uns wurde verletzt.

Nachdem wir das Buschdorf Masoari erreicht hatten, hofften wir auf ein Nachtlager und Essen, doch die Dorfbewohner hatten selbst kaum etwas zu essen. Erst nach einem weiteren Tag und einem achtstündigen Fußmarsch gab es im nächsten Dorf endlich eine Mahlzeit. Wieder marschierten wir drei Tage weiter, von Moskitos zerstochen und von Blutegegnen ausgesaugt. Einmal verirrt wir uns. Zu allem Überfluß kugelte ich mir auch noch mein Kniegelenk aus, und konnte nur unter starken Schmerzen weitergehen. Schließlich half ein Stützverband. Irgendwann erreichten wir Kapgena, das entfernteste Dorf des Kol-Gebietes.

Und wieder geschah das Erstaunliche: Auch hier wurden wir freudig erwartet! Der Stammeshäuptling wich nicht von unserer Seite, er hatte eine Fülle von Fragen. Doch wir waren total erschöpft. Ich hatte Schüttelfrost. Unterwegs hatte es fast die ganze Zeit geregnet, und meine Beine waren durch die nasse Hose blutig gescheuert.

Erst am nächsten Tag konnten wir ihnen vom Evangelium erzählen. Wir saßen im Männerhaus am prasselnden Feuer. Jon Kote, ein Kol-Christ aus unserem Team, weinte beim Abschied von seinen Stammesgeschwistern. Er hatte sich so sehr gewünscht, daß auch sie Jesus annehmen würden. Zunächst aber war es uns ein Anliegen, Vertrauen zueinander zu gewinnen. Mit Freude stellten wir fest, daß bereits eine Offenheit für das Evangelium da war.

Dann ging es weiter in das Dorf Peli. Auch dort konnten wir an mehreren Tagen morgens und abends evangelistische Versammlungen auf dem Dorfplatz abhalten. Menschen kamen auf uns zu und übergaben ihr Leben Jesus. Am Ende der Reise waren es 17 Kol, die sich für Jesus entschieden hatten.

**Frage:** *Ungeheure Strapazen -17 Menschen finden zum Glauben an Jesus. ist der Einsatz gerechtfertigt?*

**Hoprigh:** Ich habe rund zwei Wochen gebraucht, um mich von den Strapazen zu erholen, aber was ist das schon im Vergleich zu der Freude über 17 neue Christen - aus einem Volk, das bisher nie die Chance hatte, von Jesus zu hören.

**Frage:** *War es nicht schwer, sich dem Lebensstil der Ureinwohner anzupassen?*

**Hoprigh:** Für mich war es selbstverständlich, die Kol und Mamusi so anzunehmen, wie sie sind, sie lieb zu haben, mit ihnen zu essen, in ihren Häusern zu schlafen. Das hatten die meisten von ihnen bisher nicht erlebt, daß ihnen ein Fremder so begegnete. Doch Gott schenkte uns so viele offene Türen. Wenn einer der Stammesangehörigen versteht, was es bedeutet, daß Gott ihm persönlich vergibt und ihm neues Leben schenkt, dann verändert er sich von Grund auf.

Ein Beispiel war für uns Jon Kote vom Stamm der Kot. Der Unterschied zwischen seinem alten Leben und den neuen in Jesus war so groß, daß er oft weinen mußte wenn er an sein Volk dachte das bis dahin noch in Dunkelheit und ständiger Furcht vor bösen Geistern und anderer Menschen lebte. Jesus bedeutete ihm so viel, daß er seinen guten Arbeitsplatz in einer Plantage aufgab und in sein Heimatdorf ging, um dort zu predigen - er konnte einfach nicht anders. Er sagte zu mir: „Ich habe keine Angst. Selbst wenn sie mich töten - sie können nur meinen Leib töten, nicht aber meine Seele.“

**Frage:** *Anthropologen und Ethnologen behaupten, die Ureinwohner im Dschungel seien glückliche Menschen. Man solle sie in Ruhe lassen mit dem Evangelium?*

**Hoprigh:** Das Gegenteil ist der Fall. Die Menschen im Urwald leben in ständiger Angst: vor Fremden, die kommen, um ihnen Böses anzutun, vor Geistern und Dämonen, vor Krankheiten, die sie auch wieder auf böse Geister oder Zauberei zurückführen, usw. Nur der Glaube an Jesus kann sie aus diesem Kreislauf der Angst befreien.

Außerdem gibt es in den meisten dieser Dörfer keinerlei Schulausbildung oder medizinische Versorgung. Hautkrankheiten aller Art, Malaria und Tuberkulose sind weit verbreitet. Mit der Verkündigung des Evangeliums kamen auch christliche medizinische Helfer in diese Gegenden. Schulen wurden gegründet. Doch auch heute noch sterben viele Menschen im Urwald an Krankheiten wie Durchfall, Malaria und Lungenentzündungen.

**Frage:** *Und Ihre Frau Margarete? Arbeitete sie auch als Krankenschwester? Oder widmete sie sich ganz der Gemeindegemeinschaft?*

**Hoprigh:** Meine Frau gab nicht nur Religionsunterricht an der Internationalen Grundschule in Biälla, sondern engagierte sich auch sehr in der christlichen Frauenarbeit. Dabei war ihre wichtigste Aufgabe, denke ich, die Seelsorge. Eine Zeitlang kamen durchschnittlich etwa 70 Besucher pro Tag in unser Haus, um mit uns über die verschiedensten geistlichen und familiären Anliegen und Probleme zu sprechen. Und da meine Frau ausgebildete Krankenschwester ist, konnte sie auch in vielen medizinischen Fällen helfen. Wenn ich unterwegs war, betreute sie außerdem unsere kleine christliche Buchhandlung mit Videoverleih.

**Frage:** *Sie befinden sich jetzt im Heimaturlaub. Wer führt die Arbeit dort weiter?*

**Hoprigh:** Die meisten Aufgaben sind inzwischen von Einheimischen übernommen worden. Der Buchladen beispielsweise wird von einem neuguinesischen Christen liebevoll betreut. Er informiert uns auch regelmäßig darüber, wie es vorangeht.

Von Anfang an war es unser Anliegen, die einheimischen Christen in die Verantwortung einzubeziehen, so daß sie auch nach unserem Weggang die Arbeit allein weiterführen können. Wir denken, daß das mit Gottes Hilfe im wesentlichen gelungen ist. Sie haben ein tiefes missionarisches Anliegen. Darüber sind wir besonders glücklich. So erlebten wir vor kurzem die erste echte Missionskonferenz in unserem Gebiet, weil inzwischen viele junge Leute gerne missionarisch arbeiten wollen. Dafür brauchen sie Schulung und Anleitung. Gott wird sie sicherlich reich segnen. Alles das ist nur geschehen, weil Menschen in Europa und in Papua-Neuguinea für dieses Volk im Gebet buchstäblich auf den Knien gelegen haben.

Theo Volland (Deutsche Missionsgemeinschaft)

## „Gäubote“, Herrenberg, 28.1.‘97

### **Abenteuerlich und oft gefährlich: Hans-Georg und Margarete Hoprich lebten zehn Jahre im Südpazifik**

#### **Mission im Dschungel Neuguineas**

**Herrenberg-Haslach - Zehn Jahre lebten und arbeiteten Hans-Georg Hoprich und seine Frau Margarete In Papua-Neuguinea. Im Mal kehrten sie von ihrem Missionseinsatz nach Deutschland zurück. In der vergangenen Woche berichtete Hoprich im evangelischen Gemeindehaus in Herrenberg von dem Aufenthalt.**

#### VON GERDA MÜLLER

Hans-Georg Hoprich stammt aus Gerlingen und ist gelernter Elektromechaniker, seine Frau Margarete kommt aus Haslach und ist Krankenschwester von Beruf. Was die beiden bei ihren Missionseinsätzen im Dschungel der Insel Neubritannien erlebten, war spannend, zuweilen abenteuerlich und oftmals gefährlich. Ausgesandt wurden die Hoprichs von der Deutschen Missionsgemeinschaft (DMG) aus Sinsheim.

Auf die Arbeit in den Wäldern Papua-Neuguineas bereitete sich die Missionarsfamilie sechs Monate vor. Sie lernten Pidgin-Englisch. Diese Mischung aus Englisch, Deutsch und vielen einheimischen Sprachelementen, ist die Hauptsprache der vier Millionen Einwohner des Tropenstaates. Allerdings gibt es noch 800 andere eigenständige Sprachen in Papua-Neuguinea.

Dass Papua-Neuguinea nicht nur ein fruchtbares Land ist, sondern auch ein Land der Gegensätze, erfuhr die Familie Hoprich bereits bei ihrer Ankunft in der Stadt Bialla im Jahr 1986. Dort lebte die Familie in einer Missionsstation. Einerseits gäbe es moderne Technologie, andererseits lebten in den Urwaldbergen Stämme, die kaum oder gar nicht mit der westlichen Zivilisation und Kultur Kontakt haben, meinte Hoprich in Herrenberg. Zwar sei die Verfassung Papua-Neuguineas christlich und das Land demokratisch strukturiert. Doch gebe es Stämme, die noch nie vom Christentum gehört hätten.

### **Mit Speeren bewaffnet**

In Bialla führte Hoprich Schulungen durch, etwa Familienplanungskurse, und unterrichtete an einem christlichen College. Margarete Hoprich gab Religionsunterricht und leistete als Krankenschwester medizinische Hilfe in Bialla. Im Oktober 1986 dann machte sich Hoprich in die Urwaldberge zu einer ersten anstrengenden Expedition zum Stamm der Mamusi auf. Das anfängliche Mißtrauen des Urwaldstammes sei groß gewesen: So gab es Situationen, in denen Dorfbewohner sie mit Speeren und Äxten bewaffnet empfangen.

Weitere strapaziöse Expeditionen zum Kol-Stamm folgten. Ein als kriegerisch bekannter Bergstamm mit 3 500 Mitgliedern, der auf einem Gebiet von zirka 2 000 Quadratkilometern ohne großen Zivilisationskontakt lebt. Hoprich durchquerte mit seinen Begleitern krokodilverseuchte Flüsse und erkrankte an Malaria. Während der Expedition war das Funkgerät Hoprichs einzige Verbindung zu seiner Frau und seinen vier Söhnen in Bialla.

### **In eigener Regie**

„Wir waren wahrscheinlich die ersten Missionare, die je in dieses Gebiet kamen und nicht getötet wurden“, so Hoprich. Für ihn sei es selbstverständlich gewesen, die Lebensweise der Einwohner anzunehmen. Durch Hoprichs Evangelisationseinsatz kam es zu Gemeindegründungen, Kirchen wurden gebaut und Krankenstationen eingerichtet. Inzwischen führen Einheimische die Arbeit von Hoprich in eigener Regie weiter.

Seit ein paar Monaten lebt die Missionarsfamilie wieder in Deutschland. Doch sie bereitet sich innerlich bereits auf den nächsten Einsatz vor. Diesmal in Österreich.

## **„Evangelisches Gemeindeblatt Württemberg“, 16. Februar 1997**

### **Gefährliche Missionseinsätze in Urwaldgebieten**

#### **Gerlinger Familie Hoprich berichtet von ihrem Leben in Papua-Neuguinea**

Gerlingen (Dekanat Ditzingen).

Der bedeutende Gerlinger Missionar Johannes Rebmann findet immer wieder Nachfolger in seiner Heimatstadt. Einer von ihnen ist der Gerlinger Hans-Georg Hoprich. Von 1986 bis 1996 lebte und arbeitete der Missionar mit seiner Frau Margarete und vier Kindern in Papua-Neuguinea. Im Mai 1996 kehrten sie von ihrem Missionseinsatz nach Deutschland zurück.

Der gelernte Elektromechaniker und die Krankenschwester lernten unter anderem Pidgin-Englisch. Einerseits gebe es moderne Technologie, andererseits lebten in den Bergen des Vier-Millionen-Staates Stämme, die so gut wie keinen Kontakt zur Zivilisation und Kultur haben, berichtet Hoprich. Zwar sei die Verfassung Papua-Neuguineas christlich und das Land demokratisch strukturiert. Doch viele Einwohner hingen animistischen Religionspraktiken an. Hans-Georg Hoprich veranstaltete Schulungen und Kurse über Familienplanung und unterrichtete an einem christlichen College. Seine Frau Margarete gab Religionsunterricht und leistete als Krankenschwester medizinische Hilfe.

Hoprich gelang es Kontakt zu zwei Urwaldstämmen aufzunehmen. Die Kol-Leute sind als kriegerisch bekannter Bergstamm mit etwa 3500 Mitgliedern, der auf einem Gebiet von 2000 Quadratkilometern lebt. "Wir waren wahrscheinlich die ersten Missionare, die je in dieses Gebiet kamen und nicht getötet wurden", meint der Missionar. Durch die Einsätze kam es zu Gemeindegründungen, Kirchen wurden gebaut und Krankenstationen eingerichtet um eine medizinische Grundversorgung zu sichern.

Inzwischen führen Einheimische die Arbeit von Hoprichs weiter.

Derzeit bereitet sich die Familie auf einen weiteren Missionseinsatz vor.

epd

## **„Rheinische Post“, Leichlingen / Rhein-Wupper-Zeitung, Dienstag, 4. März 1997**

### **Familie Hoprich: Mission in Papua-Neuguinea**

#### **Dias und Vorträge über die Südsee**

Von PETRA FUCHS

LEICHLINGEN. Margret Hoprich (41) wußte bei ihrem Mann Hans-Georg (41) schon immer, woran sie war: „Willst du mich heiraten, und willst du mit mir Missionsarbeit machen?“ lauteten die zentralen Fragen, bevor 1979 Hochzeit gefeiert wurde. Margret stimmte zu und ließ sich doch auf ein Leben voller Überraschungen ein: Der gelernte Elektromechaniker, die Krankenschwester und ihre vier Jungen Benjamin (16), Sebastian (14), David (12) und Manuel (9) machen nun nach zehn Jahren Missionsarbeit im Auftrag der Deutschen Missionsgemeinschaft auf der Insel Neubritannien (Papua-Neuguinea) Station in Leichlingen.

Bis die Familie im Sommer 1998 nach Belgien oder Österreich geht, lebt sie in der Pastorenwohnung der Kreuzkirche, In Dia-Vorträgen und im Religionsunterricht berichtet Hans-Georg Hoprich darüber, wie er mitgeholfen hat, in dem 2000-Seelen-Ort Bialla eine junge Gemeinde aufzubauen.

#### **Christliche Tradition**

Beide Ehepartner sind in christlichen Familien aufgewachsen. Hans-Georg Hoprichs Eltern kamen aus Siebenbürgen (Rumänien); er ist in Gerlingen bei Stuttgart großgeworden. Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens, entschied sich Hoprich, bewußt Christ zu sein. Das bedeutet ihm, im täglichen Umgang mit anderen Menschen Versöhnung statt Streit zu suchen und offen über seinen Glauben zu sprechen. Margret Hoprichs Vater war Pfarrer in Württemberg und starb als sie 16 Jahre alt war: „Damals bekam mein Leben eine Wende.“

Margret Hoprich beendete das Gymnasium und begann in Stuttgart eine Ausbildung in der Krankenpflege. Sie war alleine in der neuen Stadt, und ihre Kollegin nahm sie mit zum Treffen einer freien evangelischen Gemeinde - hier lernte sie Hans-Georg Hoprich kennen.

### **Vorbereitungsseminare**

Der Elektromechaniker hatte bereits 1976 verschiedene Bibel-Seminare besucht. Gemeinsam bereitete sich das Ehepaar von 1982 bis 1984 am All Nations Christian College in der Nähe von London auf die Missionsarbeit vor. „Voraussetzung für die Teilnahme sind Berufs- und Gemeindeerfahrung“, erklärt Hans-Georg Hoprich. Die Deutsche Missionsgemeinschaft schickte sie nach Papua-Neuguinea. Dort arbeitete Hans-Georg Hoprich als Distrikt Missionar. „Wir haben versucht, mit den Menschen zu leben und zu essen und uns auf sie einzustellen“, sagt Hoprich. „Wer einen solchen Einsatz macht, muß offen für andere Lebensformen sein. Unsere Aufgabe ist es nicht, die Kultur der Einheimischen zu verändern, wenn wir ihnen Gott nahebringen.“ So fiel nicht nur den vier Söhnen nach zehn Jahren der Abschied schwer. „Wir haben schreckliches Heimweh“, betonen auch die Eltern.

## **„Stuttgarter Zeitung“, Donnerstag, 13. März 1997**

### **Das Porträt**

#### **Hans-Georg Hoprich, Missionar**

Wenn Hans-Georg Hoprich über sein Leben als Missionar in Papua-Neuguinea berichtet, greift er immer wieder in einen Pappkarton. Ob Muschelgeld, Bambuskamm oder Grasrock - zu jedem Gegenstand hat der 42jährige eine Geschichte parat. Sich für andere Menschen Zeit zu nehmen ist eine Lebensweise, die er während seines zehnjährigen Aufenthalts auf der Südseeinsel Neubritannien schätzen gelernt hat: "In Papua-Neuguinea geht man nicht gleich auf die Sache zu, sondern die Leute erzählen sich erst einmal eine Geschichte.“ Gestern hat Hans-Georg Hoprich, der seit Mai 1990 in Leichlingen mit seiner Familie lebt, seine Heimatstadt Gerlingen besucht und dort vor Gymnasiasten, Konfirmanden und in der Petruskirchengemeinde von seiner Arbeit als Missionar berichtet.

Seit seinem 20. Lebensjahr stand für den gelernten Elektromechaniker fest, Menschen in fremden Kulturen das Evangelium zu bringen. Deshalb bereitete er sich mit seiner Ehefrau in einem interkonfessionellen College in England zwei Jahre auf den Einsatz als Missionar vor. Im November 1985 wurde er im Auftrag der Deutschen Missionsgemeinschaft e. V. (DMG) in Sinsheim nach Papua-Neuguinea ausgesandt.

Auf der Insel Neubritannien mußte die Familie nicht nur Pidgin-Englisch lernen, sondern auch den Umgang mit Ungeziefer wie Kakerlaken und Krankheiten wie Malaria. In ihrem Einsatzort Bialla, in dem rund 2000 Einwohner leben, führte der Vater von vier Söhnen Familien- und Eheurse sowie theologische Seminare durch. Seine Frau leistete als Krankenschwester medizinische Hilfe. Papua-Neuguinea ist in Hoprichs Augen vor allem ein Land der Gegensätze: „Dort prallen Neuzeit und Steinzeit aufeinander.“ Brenzlige Situationen erlebte er beispielsweise bei einem ersten Besuch in einem Urwalddorf. Der Expeditionsgruppe standen plötzlich Männer mit Äxten und Speeren gegenüber. Nur durch das Eingreifen eines einheimischen Trägers kam es nicht zur Konfrontation. Jahre später wurde ihm erzählt, daß der Stamm zuvor dreimal versucht hätte, die Gruppe zu töten. Aber sie seien „zurückgehalten worden“.

Durch die Evangelisation erreichte er, daß Fetische verbrannt und Gemeinden gegründet wurden. Nach seiner Ansicht wurde durch ihn keine Kultur zerstört, da jede Kultur dynamisch sei: So hätten beispielsweise die Neuguineer ihre Kirche nicht mit einer Glocke, sondern mit einem Muschelhorn ausgestattet.

Inzwischen führen Einheimische die Arbeit von Hoprich weiter. Die Familie bereitet sich indes auf ihren nächsten Einsatz in Belgien oder Österreich vor: „Mission ist überall.“

dok

## **„Ostthüringer Zeitung“, 18.4.‘97**

### **Unter Einsatz seines Lebens im Dschungel von Papua-Neuguinea**

#### **Missionar Hoprich berichtete in Veranstaltungen der Kirchengemeinden**

Unterloquitz (OTZ/korr.)

Eine überaus interessante Veranstaltungsreihe gab es kürzlich in den Kirchengemeinden Unterloquitz und Marktöhlitz. Der Missionar Hans-Georg Hoprich berichtete, wie er sich unter Einsatz seines Lebens durch den Dschungel von Papua-Neuguinea schlug und sich in den steilsten Bergen der Welt bewegte. Er überquerte auf wackeligen Bambusbrücken reißende Bergflüsse und durchwatete von Krokodilen bevölkerte Gewässer.

Ausgesandt worden war er in das exotische Land von der Missionsgemeinschaft Sinsheim, der größten deutschen evangelischen Mission. Er wollte Eingeborenen, die bisher noch nie von der Außenwelt erreicht worden sind, vermitteln, daß Jesus Christus auferstanden ist und unser Leben verändern kann.

Sollte man die Eingeborenen aber nicht lieber unbehelligt in ihrer tropischen Idylle weiterleben lassen, wurde gefragt. Darauf antwortete Hans-Georg Hoprich: „Die Eingeborenen Papua-Neuguineas leben in der Weltreligion des Animismus. Das heißt, sie sind davon überzeugt, daß in jedem Baum und in jedem Stein ein Geist wohnt. Nun wird diese Vorstellung nicht etwa als beruhigend empfunden, sondern als etwas existentiell Bedrohliches.“

So werden beispielsweise auch Krankheiten von den einheimischen Medizinmännern entsprechend behandelt.

Hans-Georg Hoprich: „Ich habe dort viele kranke Menschen gesehen, denen zum Teil schon mit einfachsten medizinischen Mitteln geholfen werden konnte“.

Da ist es nicht verwunderlich, daß die Einheimischen Hoprich und seine Familie nach nunmehr zehn Jahren als Leute ihresgleichen betrachten. Oder wie es in der bildhaften neumelanesischen Sprache ausgedrückt wird: „eines Bauches mit ihnen sein“.

Den Gemeindegliedern von Unterloquitz, Oberloquitz und Marktöhlitz jedenfalls lief nicht nur das Wasser im Mund zusammen, als sie Bilder von der eichen Vegetation und den vielen Früchten Papua-Neuguineas in den Gemeindeabenden sahen.

Die Zuhörer der sehr interessanten Abende konnten sich auch von den Fertigkeiten der Ureinwohner überzeugen, die aus einfachsten Mitteln wahre Kunstwerke in Kleidung, Schmuck und Gebrauchsgegenständen fertigen.

Die Kinder waren wohl von der Buschtrommel und den als „Kirchenglocken“ verwendeten Muscheln am meisten begeistert.  
J.S.

## **„Kölner Stadt-Anzeiger“, 23./24. August 1997-3, Moderne Zeiten**

**Druckauflage heute 378 000**

### **Reisende im Namen des Herrn**

**„Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern.“ (Matthäus, 28,19)**

### **Zehn Jahre lang haben Margarete und Hans-Georg Hoprich in Papua-Neuguinea gelebt - als Missionare alter Schule. Ein Porträt von Petra Pluwatsch**

„Masalai, Masalai“, haben die Kinder ihn manchmal genannt, bevor sie schreiend auseinanderstoben. „Masalai, Masalai - der Buschgeist kommt und will uns holen!“

Wer will es ihnen verdenken Hans-Georg Hoprich, ein schwerer Mann mit Vollbart, zuckt mit den Schultern. „Die hatten eben noch nie einen Weißen gesehen. Durch die geöffnete Verandatür weht ein Duft von Sommerblumen und frischgemähtem Gras, draußen auf der Straße versucht jemand sein Mofa anzutreten. Die Buschgeister Neubritanniens sind fern im Pastorenhaus von Leichlingen.

Versonnen läßt Margret Hoprich den Zeigefinger über eine abgegriffene Landkarte von Papua-Neuguinea wandern, die seit ihrer Rückkehr nach Deutschland über dem Esstisch im Wohnzimmer hängt. Hoskins, Bialla, Rabaul noch sind den Hoprichs diese Namen vertrauter als Köln, Düsseldorf oder Solingen. Zehn Jahre lang hat die siebenköpfige Missionarsfamilie aus dem Württembergischen auf Neubritannien, der größten Insel von Papua-Neuguinea gelebt, um im Dienste der „Deutschen Missionsgemeinschaft“ Menschen, die an Geister glauben, die Lehren der Bibel ans Herz zu legen und „olsem wantok“, alles mit ihnen zu teilen.

Gerade 30 Jahre alt sind Margret und Hans-Georg Hoprich, als sie im November 1985 zum ersten Mal auf dem Flughafen von Hoskins an der Nordküste Neubritanniens landen - mit drei kleinen Kindern, ein paar Koffern voller Windeln und T-Shirts und zwölf Transportfässern, in denen der gesamte Hausstand steckt. Ihr Rüstzeug: die Bibel, zwei Jahre Ausbildung an einem Bibelcollege und ein paar Brocken Pidgin-Englisch.

„Willscht mich heiraten und mit mir in die Mission gehen?“, hatte Hans-Georg Hoprich, gelernter Elektromechaniker aus Gerlingen bei Stuttgart, sieben Jahre zuvor bei Margret angefragt. Der Protestant, bewegt von seinen „persönlichen Erfahrungen mit Gott“, engagiert sich seit Jahren in einer freien evangelischen Gemeinde und steht jeden Samstag in der Stuttgarter Fußgängerzone, um seinen Mitmenschen „den lebendigen Gott nahezubringen“. „Doch was“, fragt er sich immer häufiger, „was ist mit denen, die noch nie etwas von Jesus gehört haben?“

Auch Krankenschwester Margret, Pfarrerstochter und wie Hoprich Mitglied der freien evangelischen Gemeinde in Stuttgart, liebäugelt seit einiger Zeit mit dem Gedanken, für eine Missionsgesellschaft in die Welt zu ziehen. Dennoch trifft sie „fast der Schlag“, als Hoprich eines Abends seinen Antrag formuliert. „ich habe auf ein Zeichen von Gott gewartet, wie ich mich entscheiden soll“, erinnert sie sich. Das erhoffte „Zeichen“ schließlich in Form eines Buches über Missionsarbeit, das ihr durch Zufall in die Hände fällt. Darin ist von einem jungen Paar namens Margret und Georg die Rede – „Gott hat gesprochen“.

1979 heiraten die angehenden Missionare, zwei Jahre später gehen sie, zusammen mit dem ersten Kind, für zwei Jahre nach England, um sich am „All Nations Christian College“, einer internationalen Bibelschule in der Nähe von London, das nötige Rüstzeug für die Missionsarbeit zu holen. Rund 40 000 Mark kostete die Ausbildung einschließlich der Lebenshaltungskosten für die kleine Familie, die bald um ein weiteres Kind wächst. In den Semesterferien jobbt Hans-Georg Hoprich bei Daimler-Benz, seinem alten Arbeitgeber. Keine einfache Zeit, doch die Hoprichs wissen, wofür sie die Entbehrungen auf sich nehmen: „Für all die Menschen, die leben ohne von Jesus zu wissen“.

Margret und Hans-Georg Hoprich sind nicht die einzigen, die auch heute noch im Zeichen ihres Glaubens hinausgehen in die Welt. Fast viereinhalbtausend katholische Missionare aus Deutschland sind derzeit in Afrika, Lateinamerika, Asien und Osteuropa im Einsatz. Knapp 3000 Männer und Frauen arbeiten weltweit für das „Evangelische Missionswerk in Deutschland“ und die „Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen“ die beiden größten protestantischen Missionswerke der Bundesrepublik.

„Missionierung heißt immer noch, Zeugnis abzulegen für den lebendigen Gott, in Worten wie in Taten“, sagt Pater Wolfgang Schumacher, Generalsekretär des Deutschen Katholischen Missionsrates. „Doch im Mittelpunkt stehen heute der Mensch und seine Lebensbedingungen, die der Missionar mit ihnen teilt und zu verbessern sucht. Erst dann spricht er von seinem Glauben.“

Anders als noch vor 100 Jahren, als den "Heiden“ neben dem Glauben an den „lebendigen Gott“ auch die Lebensweise und Kultur der christlichen Herren aufgezwungen wurde, sorgen die modernen Gottesverkünder, ähnlich wie die Entwicklungshelfer, vorrangig für eine Verbesserung der Lebensumstände ihrer Klientel. Vorbei sind die Zeiten, als man in Australien die Ureinwohner in schwarze Anzüge zwang und den Frauen der Südsee das Tragen von Blumenschmuck verbot. „Wir bemühen uns, uns mit der Kultur der Menschen vertraut zu machen und sie zu verstehen“, betont auch Gerd Sigrist, Geschäftsführer der Deutsche Missionsgemeinschaft“ (DMG), die zu den 59 Mitgliedswerken der „Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen“ zählt. Was hilft es, den Menschen etwas aufzupropfen? „Was wir verkünden, muß in ihrer Kultur verstanden werden“.

Auch Margret und Hans-Georg Hoprich, werden in England intensiv auf ein Leben - und Überleben in einer anderen Kultur vorbereitet. „Andere Völker“, sagt Hoprich „haben andere Wertvorstellungen und Ausdrucksformen. Und das soll sich in ihrem Christsein niederschlagen.“ Keinesfalls wolle er durch seine Arbeit die Kultur eines Volkes verändern.

Das Ehepaar lernt, wie man mit Ziegenmist Zitronenbäume düngt und Kürbisblätter in Kokosmilch kocht, wie man Zähne repariert, Kindern auf die Welt hilft und wie man eine Missionsstation verwaltet.

1984 schließen die Hoprichs ihre College-Zeit mit dem Missionsdiplom ab, eine Bewerbung bei der „Deutschen Missionsgemeinschaft“ bei Sinsheim wird positiv beschieden - sie sind gerüstet für den Einsatz in der Welt.

Zweimal fünf Jahre wird die Familie in dem weißgestrichenen Missionarshaus von Bialla auf Neubritannien bleiben, einem 2000-Seelen-Ort an der Nordküste der Insel. Hier lebt man vom Palmöl, das in der einzigen Fabrik vor Ort produziert wird. Nur eine ausgefahrene Schotterpiste, die während der Regenzeit im Schlamm versinkt, bildet die Verbindung zum wenige Stunden entfernten Hoskins, der einstigen Provinzhauptstadt von Westneubritannien, wo auch die Einsatzzentrale der Mission steht.

Für Margret und Hans-Georg Hoprich steht von Anfang an fest: „Wir gehen dahin, wo Gott uns haben will.“ Dennoch ist der Gedanke an ein Leben in Papua-Neuguinea zunächst gewöhnungsbedürftig. Rund 90 Prozent der Bewohner sind laut Statistik Christen, doch vor allem in den Bergregionen Neubritanniens regiert noch der Animismus, der Glauben an Geister und die Macht der Toten. Ins Land gerufen hat sie die Südsee Evangelikale Kirche, eine Gründung protestantischer Missionare von den nahen Salomon-Inseln, die mit der DMG zusammenarbeitet und bei Bedarf in Sinsheim um Hilfe aus Deutschland nachsucht.

Die Zusammenarbeit mit den Kirchen vor Ort ist längst zur Regel geworden in der internationalen Missionsarbeit. So arbeitet die DMG ausschließlich mit einheimischen Kirchen und internationalen Missionswerken zusammen. „Wir wollen unsere Missionare einbinden in vorhandene Strukturen und nicht Gemeinden gründen, die unserer Kirche ähnlich sind“, betont Geschäftsführer Gerd Sigrist.

Auch die katholische Kirche sucht in der Missionsarbeit die Zusammenarbeit mit den Landeskirchen, deren Selbstbewußtsein in den letzten Jahrzehnten erheblich gewachsen ist. Man versuche, „die Leute vor Ort so zu bestärken, daß sie ihre eigenen Methoden und Strukturen entfalten können“, sagt Pater Wolfgang Schumacher vom „Deutschen Katholischen Missionsrat“. Sinn der Missionsarbeit sei es, sich selber quasi überflüssig zu machen und die Leute vor Ort dahingehend zu schulen, ihre eigenen Systeme auszubilden.

Fast ein Jahr dauert es, bis Margret und Hans-Georg Hoprich vertraut werden mit der Mentalität und Sprache der Einheimischen, dem neumelanesischen Pidgin. „Amamas long Jisas, oltaim na gen yu amamas“, singen sie in der Kirche von Bialla - freuet euch an Jesus alle Zeit.. Nur allmählich gewöhnen sie sich an den langsamen Rhythmus der Tropen, der dem ihren diametral entgegensteht. „Der Boß von euch Weißen ist die Zeit“, bekommen sie oft zu hören. „Hier sind wir die Bosse der Zeit, wir bestimmen über die Zeit.“

Im Oktober 1986 macht sich Hans-Georg Hoprich, zusammen mit einem einheimischen Pastor, einem Gemeindeleiter und zwei getauften Angehörigen des Mamusi-Stammes, zum ersten Mal auf in die Mamusi-Berge. Ein Unternehmen, das ihn fast das Leben kostet. Nur durch Zufall entgeht er mehreren Anschlägen der Bergbewohner, die ihn für den Anführer einer Diebesbande halten. Am Eingang des Dorfes Jaujau erwarten ihn die Männer mit Äxten und mannshohen Speeren, bereit, den suspekten Fremden mit Waffengewalt den Zugang zu verweigern. Die Beschwichtigungen der beiden Mamusi-Begleiter verhindern Schlimmeres.

Doch Hoprich und seine Mitarbeiter lassen sich nicht abschrecken. Immer wieder ziehen sie hinauf in die Berge und „erzählen, was uns bewegt und was wir machen“. Und allmählich wächst das Vertrauen der Dorfbewohner in die Besucher, die außer dem „Buk Baibel“ auch Malariapillen und Wundsalben im Gepäck haben. Sechs Jahre soll es dauern, bis in Jaujau eine kleine christliche Gemeinde entsteht. Zwei Jahre später bekennt sich auch das Nachbardorf Jeka zum Christentum. Als Familie Hoprich 1996 Neubritannien verläßt, gibt es in den Mamusi-Bergen vier kleine christliche Gemeinden die von einheimischen Mitarbeitern weiterbetret werden.

Zweifel an der Richtigkeit seiner Arbeit hat Hans-Georg Hoprich in den vergangenen zehn Jahren nie gehabt. „Gott hat unser Leben verändert“, sagt er. „Deswegen wollen wir darüber reden und andere an dieser Erfahrung teilhaben lassen.“ Viele der Menschen in Papua-Neuguinea leben in einer angstbesetzten Gesellschaft, die beherrscht werde von bösem Zauber, Geistern und ruhelosen Ahnen. Das Christentum, davon ist er überzeugt, könne den Menschen diese Ängste nehmen, ohne ihre kulturellen Eigenarten zu zerstören. Nie, sagt er, sei er gegen die Priester und Schamanen vorgegangen. „Unsere Predigt bestand allein darin, Gottes Gebote darzubringen.“

Margret Hoprich kümmert sich währenddessen um die medizinische Versorgung in Bialla. Sie hilft bei Geburten und bringt den Bewohnern das richtige Zahnputzen bei: mit einem ausgefransten Ast statt einer Zahnbürste. Ein Videoverleih entsteht, sie organisiert den Verkauf christlicher Bücher und gibt Religionsunterricht an der internationalen Schule von Bialla. An manchen Tagen, erinnert sie sich mit Wehmut, „standen 60 bis 70 Leute vor unserer Tür“.

Rückschläge bleiben nicht aus. Der älteste Sohn, Benjamin, der ein Internat auf dem Festland besucht, wird schwer krank - eine tropische Gehirnentzündung, die durch Insekten übertragen wird. Verständigungsschwierigkeiten interkulturellen Art machen ihnen trotz aller Vorbereitung ab und an zu schaffen. „Es gab Momente, wo man dachte, jetzt sind alle Türen zu“, gibt Margret Hoprich zu. Dennoch ist die Familie überzeugt, am richtigen Ort zu sein. „Bialla, das war unser Platz“, sagt Hoprich mit Inbrunst.

Im August 1996 kehren die Hoprichs schweren Herzens zurück nach Deutschland - die Kinder sollen ihre Schulausbildung in Europa abschließen. Die Arbeit auf Neubritannien wird wie geplant von Einheimischen übernommen. Doch der nächste Einsatz ist gewiß: in Österreich.

## **Interview – Profile, „dennoch“ 5/98**

### **„Sie hatten Äxte und wir waren die Feinde“**

„Nach tagelangem Fußmarsch erreichten wir das Dorf Jaujau, Papua-Neuguinea. Als uns ein paar Kinder entdeckten, erschrakten sie und rannten in den Busch. Sie hatten noch nie einen weißen Mann gesehen und hielten mich für einen Buschgeist. Kurz darauf standen die Männer des Dorfes mit Äxten und Speeren bewaffnet vor uns. Wir waren für sie Feinde.“ Das war im Oktober 1986. Als die Hoprichs mehr als zehn Jahre später nach Deutschland zurückkehren, haben sie noch einiges mehr zu erzählen. dennoch sprach mit ihnen über ihre Erlebnisse als Pionier-Missionare im Busch vom Papua-Neuguinea und ihr nächstes „Abenteuer“.

**dennoch: Wie wurde Mission zu eurem Lebensinhalt?**

#### **Hans-Georg Hoprich:**

Wenn ich ganz zurückgehe, dann kann ich sagen, daß ich in der Kindheit durch Sonntagsschule und Kindergottesdienste sicher schon eine Grundlage gelegt bekommen habe. Aber erst im Arbeitsleben erfuhr ich, daß es auf meine persönliche Beziehung zu Jesus ankommt. Nach meiner unspektakulären Bekehrung habe ich dann in einer Teestube mitgearbeitet. Menschen ohne Gott, sind wie Schafe ohne Hirten. **Sie gehen verloren - dieser Gedanke ließ mich nicht mehr los.** Meine Lebensplanung wollte ich unbedingt mit Mission verbinden. So fragte ich Margarete: „Willst du mich heiraten und mit mir in die Mission gehen?“



**dennoch: Und wie habt ihr euch schließlich vorbereitet?**

**Hans-Georg Hoprich:**

Als wir geheiratet hatten, vergingen Jahre, bis wir konkrete Schritte unternahmen. Während dieser ganzen Zeit waren wir in unserer Gemeinde auch evangelistisch aktiv. Das halte ich für ganz wichtig. Die Voraussetzung für den Missionsdienst ist der langjährige verbindliche Dienst in der Gemeinde und das Einverständnis der Ältesten. Mission sollte niemals losgelöst davon geschehen.

**dennoch: Warum gerade Papua-Neuguinea? – wie ging es dort weiter?**

**Hans-Georg Hoprich:**

Eigentlich hatten wir etwas ganz anderes vor. Wir wollten unter Moslems missionieren und hatten uns da auch voll hineingestürzt. Doch der Leiter der Missionsgesellschaft sah uns in einem anderen Bereich - eben bei den Neuguinesen. Wir wußten nicht einmal, wo das genau liegt und es dauerte eine Weile, bis wir das als unser neues Ziel annehmen konnten. Dann sind wir 1985 mit unseren damals drei Jungen losgezogen. **Als wir erst einmal da waren, war uns von Anfang an klar, daß Gott uns genau hier haben wollte. Es gab viel Arbeit** in der 2000-Einwohner Stadt Bialla.

**dennoch: Und was habt ihr gemacht?**

**Hans-Georg Hoprich:**

Wir beteten intensiv für diese Stämme und bekamen Kontakt zu zwei jungen Menschen vom Stamm der Mamusi. Dann machten ein Gemeindeführer und ich mich auf den Weg. Missionare waren schon oft von Ureinwohnern umgebracht worden. Nach tagelangem Fußmarsch erreichten wir das Dorf Jaujau, Papua-Neuguinea. Als uns ein paar Kinder, die dort fröhlich spielten, entdeckten, erschrecken sie und rannten in den Busch. Sie hatten noch nie einen weißen Mann gesehen und hielten mich für einen Buschgeist. Kurz darauf standen die Männer des Dorfes mit Äxten und Speeren bewaffnet vor uns. Wir waren für sie Feinde. Einer unserer Begleiter verstand ihre Sprache. Er sprang nach vorne und erklärte, warum wir gekommen seien. Sie begriffen, daß wir ihnen etwas Gutes bringen wollten. Wir besuchten sie mehrmals und konnten viel helfen. Viele litten dort unter Geschwüren und Malaria, und wir brachten medizinische Hilfe. Und wir konnten ihnen die frohe Botschaft von Jesus Christus weitersagen. So entstand nach sieben Jahren 1992 dort die erste lebendige christliche Gemeinde. Jetzt sind sie selbständig geworden. Sie kommen alleine gut zurecht. Jahre später erfuhr ich von einem Mann aus dem Dorf Jaujau, daß sie uns dreimal versucht hatten zu töten. Aber Gott harte es verhindert.

**dennoch: Wie habt ihr die Veränderung von Papua-Neuguinea nach Deutschland erlebt?**

**Hans-Georg Hoprich:**

Mit unserem Herzen sind wir immer noch dort bei unseren Geschwistern. Die Abschiedsfeier war sehr schön. Ein Pastor, der mich am Anfang sogar mit dem Buschmesser bedroht hatte, ich solle seine Leute in Ruhe lassen, schenkte bei unserer Verabschiedung jedem von uns ein Paar feste Schuhe. So was hatten wir dort nicht und er meinte, die würden wir im kalten Deutschland brauchen. Er weinte, gab uns sein letztes Geld und lud uns ein, wiederzukommen. Der Abschluß der Feier war ein: **„Wir senden euch von PNG nach Deutschland“**.

Oh das war ein Kulturschock, als wir nach Deutschland kamen. Wenn man in PNG am Flughafen ankommt, kann man seine Uhr wegschmeißen. Da geht alles nach einer anderen Zeit.

**dennoch: Wie geht's jetzt weiter?**

**Hans-Georg Hoprich:**

Wir werden, so Gott will und wir leben, nach Österreich ins Burgenland gehen und dort in einer bereits bestehenden Kirche mitarbeiten. In unserer Arbeit steht die Gemeinde Jesu im Vordergrund. Wir sind nur das Instrument Gottes. Es geht uns nicht darum, eine bestimmte Organisation auszuweiten, sondern die dort lebenden Menschen zum lebendigen Gott zu rufen.

**dennoch: Was meint ihr, warum es so wenig Missionare gibt?**

**Hans-Georg Hoprich:**

Die Gemeinden sind nicht bereit, ihre Mitarbeiter loszulassen. Im Gegenteil; wenn endlich einer bereit ist zu gehen, versucht man ihn noch festzuhalten. Eine Gemeinde sollte nicht nur eine empfangende, sondern auch eine schenkende und sendende sein. Ich kann jedem jungen Menschen sagen: **Und wenn ich zehn Leben hätte, ich würde immer wieder in die Mission gehen.**

**dennoch: Wie wurde Mission zu eurem Lebensinhalt?**

**Margarete Hoprich:**

Mein Vater war evangelischer Pfarrer und starb als ich sechzehn war. Ich wußte, daß das trotzdem irgendwas Gutes hat - aber mir war nicht klar, was. Ich brach die Schule ab, wollte Krankenschwester werden und traf während der Ausbildung auf eine alte Freundin. Mit ihr diskutierte ich über Glauben. Sie nahm mich auf eine Evangelisation mit, auf der ich ein Leben mit Jesus begann. Danach habe auch ich in der Teestube mitgearbeitet. Auf Hans-Georgs Heiratsantrag gab Gott mir eine erstaunliche Antwort:

Einer aus der Teestube zeigte mir ein Buch von einem Georg, der wie mein Georg Jugendleiter war, und einer Margarete. Die zwei heirateten. Und wir auch.

**dennoch: Und wie habt ihr euch schließlich vorbereitet?**

### **Margarete Hoprich:**

Dann gingen wir 1982 auf die Bibelschule nach England. Die Studenten dort kamen aus den verschiedensten Nationen. **So lernten wir den Umgang mit anderen Kulturen**, bekamen eine theologische Ausbildung und wurden ganz praktisch auf den Missionsdienst vorbereitet, indem wir u.a. Geburtshilfe, Haare schneiden und Zähne ziehen lernten. Hinzu kam mein Wissen als Krankenschwester.

### **dennoch: Warum gerade Papua-Neuguinea? – wie ging es dort weiter?**

### **Margarete Hoprich:**

Die ersten Monate in PNG waren ausgefüllt mit Lernen der Sprache, der Umgangsformen. In Bialla halfen wir bei der Betreuung der bereits vorhandenen kleinen Gemeinden. Hans-Georg führte viel Kurse durch, Familien- und Eheseminare, Leiter- und Pastorenschulungen, Jugendtreffen. Ich konnte in medizinischen und hygienischen Fragen weiterhelfen. Mein Schwerpunkt war Seelsorge und die Arbeit mit Frauen. Aber von befreundeten Missionaren erfuhren wir von unerreichten Stämmen im Dschungel.

### **dennoch: Und was habt ihr gemacht?**

### **Margarete Hoprich:**

Wir haben noch viele Stämme dort entdeckt, denen wir helfen konnten. Beeindruckend war die Veränderung der Menschen dort. Da war eine Frau, die mit 35 Jahren zum Glauben gekommen war und sich eine Bibel gekauft hatte. Sie kam zu mir mit Tränen in den Augen - weil sie nicht lesen konnte. Ich lud sie ein, in unserer Schule Lesen und Schreiben zu lernen, doch sie winkte ab. Das würde sie nicht schaffen, sagte sie. Statt dessen zog sie sich in den Busch zurück, um zu fasten und zu beten. Nach einer Woche kam sie zu mir.

**Langsam, Wort für Wort, las sie mir aus der Bibel vor!** Gott hat uns soviel Großes erleben lassen. Wie Christus die Menschen dort veränderte! Vorher lebten sie in ständiger Angst, vor ihrem Nachbarn, bösen Geistern, Krankheiten... Jeder mißtraute jedem, in manchen Dörfern gab es keine Alten, weil sie sich gegenseitig umgebracht hatten. Doch der Glaube an Jesus ermöglichte eine Einheit, die bis dahin unmöglich gewesen ist. Ein Beispiel:

Bewohner vom Stamm der Kol und der Mamusi kamen nach zum Teil zwei Tage langem Fußmarsch zusammen, um eine Buschkirche einzuweihen. Es war das erste Mal, daß diese Stämme zusammentrafen ohne Haß und Angst voreinander. Wir haben dort viele Wunder erlebt.

### **dennoch: Wie habt ihr die Veränderung von Papua-Neuguinea nach Deutschland erlebt?**

### **Margarete Hoprich:**

Hier in Deutschland erwartete uns Streß. Ein Termin nach dem anderen. Die Uhr bestimmt den Tagesablauf; ohne Terminkalender geht nichts mehr. Besonders die Kinder empfinden auch die Gottesdienste hier als viel zu ernst und steif - in PNG war das immer eine fröhliche Sache. Wenn dort Menschen zum Glauben kamen, konnten sie sagen: „**Vergib mir, ich war schuld.**“, selbst wenn die Hauptschuld nicht bei ihm lag. Hier in Europa ist es ganz natürlich, auf das eigene Recht zu pochen: „**Der andere ist schuld, ich nicht!**“ Die Menschen sind gottloser geworden. Die Botschaft der Versöhnung muß mehr Raum bekommen. Die Werte sind verdreht. Was eigentlich schlecht ist, wird gut genannt. Gottes Gebote interessieren keinen mehr.

### **dennoch: Wie geht's jetzt weiter?**

### **Margarete Hoprich:**

Hans-Georg erklärt das immer anhand eines Spinnennetzes. Im Zentrum dieses Netzes steht die Religion, die Suche nach Gott und dem Sinn des Lebens. Wenn dieses **Zentrum leer ist, geht der Mensch zugrunde.**

Die Frage nach dem Sinn des Lebens muß beantwortet werden. Im Religionsunterricht in einer vierten Klasse hat er die Kinder dahin geführt, indem er sie fragte: „Wozu ist dieser Stuhl, der Stift, die Tafel da? ....Und du?“

### **dennoch: Was meint ihr, warum gibt es so wenig Missionare?**

### **Margarete Hoprich:**

„Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bitte den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ (Matthäus 9,37) Das beinhaltet, daß es immer zu wenige Arbeiter sein werden und das tut uns im Herzen weh. Mit das Schönste, was einer Gemeinde passieren kann, ist Mitarbeiter aus den eigenen Reihen auszusenden.

**Martina Schütz**

## **„Neue Zeitung“, Sopron / Ungarn (dt.: Ödenburg)**

**Ausgabe 48/99**

**27. November 1999**

### **„Eine Reise in die Steinzeit“**

„Eine Reise in die Steinzeit.“ Unter diesem Motto stand der Diavortrag, den Margret und Hans Hoprich am Donnerstag, 11. November, im Festsaal des „Berzsenyi Daniel“ Evangelischen Gymnasiums in Ödenburg gehalten haben.

Über zehn Jahre lebte das deutsche Ehepaar mit seinen fünf Kindern in Papua-Neuguinea. Die Insel gilt mit bis zu 1300 km Länge und 600 km Breite als die zweitgrößte Insel der Erde.

Mit Hilfe ihrer Dias vermittelten sie einen Eindruck über die Heimat des Paradiesvogels, in der es tätige Vulkane, große Sümpfe und riesige Regenwälder gibt. In Papua-Neuguinea leben etwa 1000 Völker, die über 700 verschiedene Sprachen sprechen. Wenn Mitglieder verschiedener Stämme sich begegnen, sprechen sie „Tok Pisin“, eine vereinfachte Form des Englischen (Pidgin-Englisch).

Auch heute noch gibt es dort Gruppen, die unter steinzeitlichen Bedingungen leben.

Neben den Dias brachten die Hoprichs viele Gegenstände mit. Eine Steinaxt, ein Messer aus einem Vogelknochen, Muschelgeld, Kopf- und Halsschmuck ließen die Kulturform der dortigen Volksstämme lebendig werden. Hans Hoprich demonstrierte, wie man einer großen Muschel einen lauten Signalton entlocken kann. Im Anschluss daran versuchten sich ebenfalls einige Zuhörer in dieser Kunst, mit durchaus unterschiedlichem Erfolg.

Das Ehepaar Hans und Margret Hoprich lebt seit über einem Jahr in Österreich und ist tätig im Bund der Evangelikalen Gemeinden Österreichs.

Aus den Erlebnissen von Hans Hoprich:

Nach tagelangem Fußmarsch erreichten wir das Dorf Jaujau. Als uns ein paar Kinder, die dort fröhlich spielten, entdeckten, erschrakten sie und rannten in den Busch. Sie hatten noch nie einen weißen Mann gesehen und hielten mich für einen Buschgeist. Kurz darauf standen die Männer des Dorfes mit Äxten und Speeren bewaffnet vor uns. Wir waren für sie Feinde. Einer unserer Begleiter verstand ihre Sprache. Er sprang nach vorne und erklärte, warum wir gekommen seien. Sie begriffen, dass wir ihnen etwas Gutes bringen wollten. Wir besuchten sie mehrmals und konnten vielen helfen. Viele litten dort unter Geschwüren und Malaria, und wir brachten medizinische Hilfe. Und wir konnten ihnen die frohe Botschaft von Jesus Christus weitersagen. So entstand nach sieben Jahren 1992 dort die erste lebendige christliche Gemeinde.

Jetzt sind sie selbständig geworden. Sie kommen alleine gut zurecht. Jahre später erfuhr ich von einem Mann aus dem Dorf Jaujau, dass sie dreimal versucht hatten, uns zu töten.

## GANZ MISSIONAR!

„ethos“-Magazin März 2003

Interview: Carole Huber

**Der Missionar Hans-Georg Hoprich erzählt über seine Berufung und seine Erfahrungen in zwei Missionsgebieten, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten...**

**Zur Person:**

**Name:** Hans-Georg Hoprich

**Wohnort:** Eisenstadt (Österreich)

**Alter:** 47

**Zivilstand:** verheiratet mit Margret (47)

**Kinder:** Benjamin (22), Sebastian (20), David (18), Manuel (15), Annika (6)

**Beruf:** Missionar

**Erlerner Beruf:** Elektromechaniker

**Hans-Georg Hoprich hat sein Leben ganz der Mission gewidmet. Nachdem er einige Jahre in verschiedenen Aufgaben in seiner Heimatgemeinde mitarbeitete, erkannte er diese Berufung als GOTTES Weg für sein Leben. Darauf absolvierte er eine missionstheologische Ausbildung und reiste bald danach mit seiner Frau Margret und seinen drei Söhnen nach Papua-Neuguinea aus. Nach zehn Jahren Dienst dort kehrten sie nach Europa zurück, wo sie nun in Österreich in einer Gemeinde mitarbeiten. Bei regelmäßigen Einsätzen mit Schulungen, Vorträgen oder auch Hilfsaktionen in vielen osteuropäischen Ländern nimmt er gerne österreichische Teams mit. Es ist ihm ein ganz besonderes Anliegen, jungen österreichischen Christen das Herz für GOTTES Missionsauftrag zu erwärmen. Darüber hinaus macht er Predigtdienste, wirkt als freier Bestattungsredner, ist in der Seelsorge tätig usw.**

*ethos: Herr Hoprich, was ist ein Missionar?*

Hans-Georg Hoprich: Ich möchte den Begriff „Mission“ einmal von seiner lateinischen Wortwurzel her definieren: „**Missio**“ kommt vom Verb „**mittere**“ und bedeutet unter anderem **loslassen, aufgeben, werfen, schicken**.

Genau das tut ein Missionar: Er lässt los und gibt manches auf, damit er gesandt werden kann. Doch **„der ist kein Narr, der hergibt, was er nicht behalten kann, um zu gewinnen, was er nicht verlieren kann!“**, wie es Jim Elliot, der Auca-Missionar, einmal formuliert hat. Die Arbeit eines Missionars hat immer etwas mit dem Überschreiten von kulturellen Grenzen, oft auch mit Sprachbarrieren zu tun. Im Idealfall wird er berufen und ausgesandt von seiner Heimatgemeinde, in der er mitgearbeitet hat.

*ethos: Sollte jeder Christ ein Missionar sein?*

Ich unterscheide zwischen Evangelisation und Mission. Evangelisation, das heißt, seine Mitmenschen für JESUS zu gewinnen, ist ein Dauerauftrag für jeden Christen. Für diese natürliche Lebensäußerung eines Wiedergeborenen bedarf es keiner besonderen Sendung mehr. Mission hingegen braucht ausdrückliche Sendung durch die Gemeinde an einen Ort, wo das Evangelium noch nicht oder kaum bekannt ist.

*ethos: Weshalb wurden Sie Missionar?*

Der Grundstein dazu wurde sicher schon in meiner Kindheit durch den Besuch von Kindergottesdiensten in meiner Heimatgemeinde gelegt. Aber erst von einem Arbeitskollegen erfuhr ich, dass es auf eine ganz persönliche Beziehung zu JESUS CHRISTUS ankommt, um gerettet zu werden.

Nachdem ich mich bewusst für ein Leben mit JESUS entschieden hatte, arbeitete ich dann in einer Teestube in Stuttgart mit. Durch die Begegnung mit vielen Suchenden und das Lesen der Bibel wurde mir immer deutlicher bewusst, dass Menschen ohne GOTT wie Schafe ohne Hirten sind. So hat JESUS sie gesehen, und er war **«innerlich bewegt»** darüber (**Matth. 9:36 ff.**). Er bat die Jünger, um Arbeiter für das reife Erntefeld zu beten. Genau dieser Aufforderung bin ich gefolgt:

Ich betete dafür und mit der Zeit fing ich an, meine eigene Lebensplanung mit Mission zu verbinden. Dann tat ich etwas, was ich bis heute nie bereut habe: Ich stellte GOTT mein Leben ganz zur Verfügung: „**Hier bin ich, sende mich! – egal, wohin und wann...**“

*ethos: Waren Sie damals schon verheiratet?*

Nein, aber ich hatte eine liebe Freundin, die allerdings beim Gedanken an eine Zukunft auf dem Missionsfeld zurückschreckte. Sie hatte viele Bedenken, die ich zum Teil auch verstehen konnte. Doch weil mir der Auftrag GOTTES so wichtig wurde, haben wir uns dann in Freundschaft getrennt.

Allerdings: Alleine aufs Missionsfeld zu gehen, konnte ich mir auch nicht vorstellen. So begann ich, um eine geeignete Partnerin zu beten. Margret ist Krankenschwester und war damals auch engagierte Mitarbeiterin in unserer Jugendarbeit. Der Heiratsantrag, den ich ihr einige Zeit später machte, war direkt verbunden mit der Frage: „Willst du mit mir in die Mission gehen?“

GOTT hat unsere Beziehung und auch ihren Ruf in die Missionsarbeit auf einzigartige Weise bestätigt und uns Schritt für Schritt bis nach Papua-Neuguinea geführt.

*ethos: Wie kam es, dass Sie schließlich nach Papua-Neuguinea gingen?*

Während unserer theologischen Ausbildung in England wussten wir noch nicht, wo GOTT uns haben wollte, so haben wir uns zunächst auf die Arbeit unter Moslems vorbereitet. Zurück in Deutschland und als Missionskandidaten bei der Deutschen Missionsgemeinschaft wurden wir mit der Frage unseres damaligen Missionsleiters konfrontiert: „Seid ihr auch bereit, nach Papua-Neuguinea zu gehen?“

Wir erinnerten uns, dass wir GOTT ein «offenes Angebot» gemacht hatten, dass wir also grundsätzlich überall hinzu gehen bereit waren, wo er uns hinsenden würde. Obwohl wir zuerst nicht wussten, wo überhaupt dieses Land liegt, fanden wir uns ein Jahr später schon dort. Alles fügte sich so nahtlos ineinander, dass wir bis heute darüber staunen. Und als wir dort waren, wussten wir vom ersten Moment an: Das ist unser Platz als Familie! Wir hatten damals drei Buben, von eins bis fünf Jahren.

*ethos: Welches sind die Voraussetzungen, um Missionar zu sein?*

Die Grundlage dafür ist eine lebendige, persönliche Beziehung zu JESUS CHRISTUS. Daraus erwächst dann ganz natürlich die Bereitschaft, ihm zu dienen. Durch die verbindliche Mitarbeit in einer lokalen Gemeinde zeigen sich auch die Begabungen, die nachher auf dem Missionsfeld eingesetzt werden können. Wichtig ist es zudem, schon im Vorfeld zu lernen, trotz Schwierigkeiten durchzuhalten und treu zu bleiben. Denn wenn ich in Zürich Kloten ins Flugzeug steige, um zu meinem Einsatzort Timbuktu zu fliegen, werde ich, wenn ich in Timbuktu aussteige, derselbe Mensch sein wie vorher: mit all meinen Stärken, Schwächen, Verhaltensmustern und Verletzungen. Unter dem Druck der Anpassung an eine andere Kultur werden «Altlasten» nicht leichter, sondern oft noch verstärkt.

Für einen Vollzeitmissionar ist es nach meiner Erfahrung von Vorteil, wenn er einen abgeschlossenen Beruf, bzw. Studium und zusätzlich noch eine gewisse Berufs- und Lebenspraxis mit bringt. Die meisten sendenden Organisationen verlangen außerdem ein theologisches Grundstudium, bzw. Bibelschulabschluss, je nach dem, wo der zukünftige Missionar eingesetzt werden wird. Die größte Tugend, die einen Missionar in einer anderen Kultur überlebensfähig macht, ist jedoch die Flexibilität. Wie oft mussten wir genau das praktizieren – uns mit Neuem auseinander setzen, bereit sein, eigene Vorstellungen und Gewohnheiten fallen zu lassen und uns spontan auf Neues einzulassen und zwar kulturell, örtlich und praktisch

*ethos: Das sind hohe Anforderungen...*

Das stimmt. Doch über allem, auch über unseren Unzulänglichkeiten, unserem Versagen und nicht erfüllten Voraussetzungen, dürfen wir eines nicht vergessen **JESUS ist immer noch größer und kann uns trotzdem gebrauchen!** Das Wichtigste ist und bleibt ein Herz, das IHN liebt und ihm gerne dienen will.

*ethos: Sie sind zur Zeit Missionar in Österreich. Muss man als Missionar nicht in einen Drittwelt-Land tätig sein?*

Mission findet grundsätzlich in jedem Land statt, denn jedes Land ist Missionsland. Ich wehre mich ganz entschieden dagegen, dass bestimmte Länder als «klassische Missionsländer» bezeichnet werden und andere anscheinend wieder dazu werden. GOTTES Missionsauftrag ist allumfassend, zu allen Zeiten, für alle Menschen und an allen Orten.

*ethos: Sie lebten mit Ihrer Familie zehn Jahre in Papua-Neuguinea. Welches sind die Unterschiede, welches die Gemeinsamkeiten in diesen zwei so gegensätzlichen Ländern?*

In Papua-Neuguinea haben wir es mit der Weltreligion des Animismus zu tun, dem Glauben an die Beseeltheit aller Dinge. Religion und die Auseinandersetzung damit steht immer im Vordergrund vom Denken und Handeln der Neuguinesen. Überall und zu jeder Zeit sind Menschen dort offen, sich mit Glaubensfragen auseinander zu setzen.

In Österreich hingegen sind die Leute zwar religiös, glauben aber, dadurch GOTT Genüge getan zu haben. Was darüber hinausgeht, landet in der Sektenecke. Es braucht viel Zeit zur Vertiefung der Beziehungen und ein gehöriges Maß an Kreativität, um zu den Herzen der Menschen vorzudringen und das Evangelium freimütig weitersagen zu können.

Ein weiterer wesentlicher Unterschied besteht darin, dass die Neuguinesen schamorientiert sind, während in Österreich, bzw. in Europa die Schuldkultur überwiegt.

*ethos: Was meinen Sie damit?*

Scham, beziehungsweise das Gesicht zu verlieren, hat in unserer westlichen Kultur längst nicht den Stellenwert, wie zum Beispiel in asiatischen Ländern. Als Deutsche gehörte es mithin zu unserer kulturellen Eigenart, ziemlich direkt die Dinge anzupacken und nicht um den heißen Brei rumzureden.

Dies jedoch stößt in diesen Kulturen auf völliges Unverständnis, schädigt Beziehungen und kann sogar zu offener Feindschaft – bis hin zum Freitod des Gegenübers (keine Übertreibung!) führen. Selbst in großen Firmen werden deshalb heute Mitarbeiter für Übersee auf diese wichtigen kulturellen Eigenheiten vorbereitet. Im so genannten «christlichen Abendland» sprechen wir auf das Prinzip der Schuldfrage viel stärker an, was in unseren überlieferten christlich-ethischen Werten begründet ist.

### ***ethos: Wie steht es mit den Gemeinsamkeiten der beiden Kulturen?***

Rund um den Globus haben die Religionen aller Völker eines gemeinsam: Sie setzen sich mit den weltanschaulich-existenziellen Fragen auseinander: Woher komme ich? – Wozu lebe ich? – Wohin gehe ich?

Religion beschäftigt sich ja immer mit der Frage, wie der Mensch eine Verbindung zu GOTT «schaffen» kann. Das Evangelium hingegen verkündet: GOTT hat diese Verbindung längst «geschaffen», indem er in JESUS selbst Mensch wurde und durch den Tod am Kreuz diese Kluft überbrückt hat. Es braucht nichts mehr hinzugefügt zu werden. Wer das ewige Leben haben möchte, muss diese Tatsache jedoch im Glauben annehmen. Das ist für alle Menschen gültig – ganz unabhängig von Hintergrund und Kultur. Es kann nicht egal sein, welcher Religion ein Mensch angehört! Entweder stimmt es, was JESUS sagt, dass er der Sohn des lebendigen GOTTES ist, oder es ist eine Lüge.

### ***ethos: Die Menschen im Hinterland von Neuguinea leben noch völlig naturverbunden und haben zum Teil kaum je einen Weißen gesehen. Sollte man die Eingeborenen nicht ungestört in ihrer tropischen Idylle weiterleben lassen?***

Wissen Sie, woher der Begriff «Heidenangst» kommt? – Ich weiß es auch erst, seitdem ich mit neuguinesischen Heiden zusammengelebt habe! Tropische Idylle?

Das Gegenteil ist der Fall! Die Menschen im Urwald leben in ständiger Angst: vor Fremden, die kommen, um ihnen Böses anzutun, vor Geistern und Dämonen, vor Krankheiten, die sie auch wieder auf böse Geister oder Zauberei zurückführen usw. Nie werde ich die angsterfüllten Augen von zwei Dorfhäuptlingen vergessen, die extra aus einem weit entfernten Urwaldort zu mir gekommen waren:

**„Bitte zeig uns und unseren Leuten im Dorf, wie wir leben und wie wir sterben können!“**

Was ist das für eine Idylle, wenn die Menschen – aus Angst vor den Totengeistern – fluchtartig ihre Dörfer verlassen, ihre Gärten, ja ihr gesamtes Hab und Gut zurücklassen, sobald ein Dorfbewohner gestorben ist?!

#### **• Ein Beispiel aus Papua-Neuguinea**

Kore war ein hochintelligenter High School-Lehrer in Bialla, Westneubritannien. Er hatte 13 Frauen, eine nach der anderen innerhalb von wenigen Jahren. Mary, die 13. Frau, war bekennende Christin. Zu Kores Erstaunen war sie die Erste, die nicht davonlief, als er sie im Suff zusammenschlug. Das brachte ihn zum Nachdenken. Er wurde offen für das Evangelium und entschied sich schließlich für ein Leben mit JESUS CHRISTUS. Seine Schüler und Kollegen erkannten ihn kaum wieder – Kore hatte aufgehört zu trinken und war ein völlig neuer Mensch. Mit seiner ganzen Familie (Mary und ihren zwei Buben) absolvierte er ein Theologiestudium. Offen für die Weltmission ging er als Missionslehrer auf die benachbarten Salomon-Inseln, war auf dem Missionschiff DOULOS und ist heute der wichtigste Missionsmobilisierer der einheimischen Gemeinde.

#### **• Sie wurden aber «eines Bauches»**

Immer wieder denken wir an die Gebetsnächte zurück, die unsere Geschwister in Neuguinea jeweils durchgeführt hatten: Am Anfang jeder Gebetszeit stand die Versöhnung, denn die Grundbedingung einer gesegneten Gebetsnacht war, dass alle „wanbel“ (= eines Bauches = eines Herzens) sein mussten! Dazu gehörte das restlose, öffentliche Bekennen aller Schuld, die sich einer gegenüber dem anderen aufgeladen hatte. Da war zum Beispiel Samuel, ein alter Bruder, der hinter Petriks Rücken falsche Behauptungen aufgestellt und Petrik in Misskredit gebracht hatte. Er entschuldigte sich dafür bei Petrik vor allen anderen. Samuel würde sich normalerweise nie öffentlich (!) für dieses Verhalten entschuldigen, weil er dadurch sein Gesicht verlieren würde.

Oder da ist Hosana, der GOTT klar gemacht hatte, dass sie von den Früchten ihres Gartens an Doroti, einer Witwe, abgeben sollte, es aber nie in die Tat umsetzte. Hosana geht auf Doroti zu und bittet sie per Handschlag, ihr zu verzeihen.

Das alles geschieht in einer so genannten „Schamkultur“, in der es zu den größten Tugenden gehört, zu vertuschen, zu lügen und jemanden hinters Licht zu führen. Nie und nimmer und unter keinen Umständen würde sich ein Nichtchrist Neuguineas freiwillig bloßstellen und seine Fehler öffentlich zugeben. Es ist lebenswichtig, sein Gesicht zu wahren und einen großen, ehrenwerten Namen zu haben! Staunend haben wir jeweils beobachtet, wie kulturelle Eigenarten, die eigentlich unter dem Gericht GOTTES stehen, im Licht GOTTES zurechtgerückt wurden, ohne dass wir direkt etwas dazu getan haben.

#### **• Ein Beispiel aus Österreich**

Klaus (Name geändert) war ein ehemaliger Rundfunk-Redakteur. Er kannte sich genauso gut in der Bibel wie im Koran und im Judentum aus, zudem hatte er einige Jahre im Schamanismus gelebt – mit allen Weltreligionen hatte er sich auseinander gesetzt. Doch eines Tages fiel sein ganzes «Lebens-Kartenhaus» zusammen. Er konnte keine Nacht mehr als zwei Stunden schlafen, war komplett am Ende. Klaus rief bei Hoprichs an, schüttete sein Herz aus und fuhr später nach Eisenstadt. Er bat JESUS CHRISTUS um Vergebung, fing ein komplett neues Leben unter seiner Herrschaft an. Seine esoterische Steinesammlung, die ihn vor allem Möglichen schützen sollte, warf er weg - zum totalen Erstaunen seiner Arbeitskollegen. In der Straßenbahn traf er einen alten Freund und erzählte freudestrahlend: „Das, was ich schon lange gesucht habe – jetzt hab ich's endlich gefunden!“

### ***ethos: Sicher war es eine große Umstellung, nach zehnjährigem Dienst in einem Südseestaat in den Westen zurückzukehren. Sie haben unsere Kultur aus einer ganz neuen Distanz betrachtet. Was ist Ihnen da aufgefallen?***

Da waren verschiedene Dinge: Am schlimmsten fanden wir die Hektik und den ständigen Zeitdruck, die wohl auch eine der Ursachen von unseren Zivilisationskrankheiten sind. Einer der Pastoren in Papua-Neuguinea erklärte mir einmal: „Ihr Weißen werdet von der Zeit 'geboss't'; wir Neuguinesen aber sind die 'Bosse der Zeit'!“

Als wir zum ersten Mal wieder in einem großen westlichen Supermarkt vor den Regalen und Auslagen standen, waren wir fast schon geschockt ob dem exzessiven Angebot – man könnte mit so viel weniger auskommen und trotzdem glücklich und zufrieden sein...

Dann kommt das neuguinesische Sozialsystem ganz ohne Altersheime, Kinderheime, Behinderteneinrichtungen, Psychiatrien etc. aus. Für alte Menschen, Waisen, Behinderte und chronisch Kranke sorgt selbstverständlich die Großfamilie.

Schließlich hatten wir es auch verlernt, Menschen direkt auf Fehler hinzuweisen oder irgendwie zu konfrontieren, denn das ist etwas vom schlimmsten, was man in einer «Schamkultur» machen kann.

Man korrigiert immer über Dritte oder redet um den heißen Brei, was aber trotzdem den gewünschten Effekt bringt. Ich möchte aber nicht eine der Lebensweisen idealisieren. Letztlich hat jede Kultur ihre positiven und ihre negativen Seiten.

***ethos: Sie haben schon Menschen mit den verschiedensten religiösen Hintergründen von JESUS CHRISTUS erzählt. Worauf haben Sie da geachtet?***

Das Wichtigste in jeder missionarischen Arbeit ist der Aufbau und die Pflege von Beziehungen. Man versucht die Menschen dort abzuholen, wo sie sind, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, ihnen aktiv zuzuhören, zu versuchen, ihre Denkweise zu verstehen. **Fromm zu reden, ohne ein glaubhaftes Vorbild zu sein – bleibt hohl.** Ein offenes Haus und ein offenes Ohr sind wichtig. GOTT selber muss uns durch seinen Heiligen Geist immer wieder die Weisheit geben, den Menschen recht zu begegnen.

***ethos: Wo würden Sie als Missionar nie arbeiten?***

Die grundsätzliche Frage für jeden Christen ist: Bin ich an dem Platz, an dem mich GOTT haben will? Es kann keine tiefere Befriedigung in unserem Leben geben, als zu wissen: Der Ort, an dem ich jetzt bin, ist der richtige, und es gibt keinen besseren. Unsere Erfahrung ist auch – nachdem wir schon öfters in unserem Leben „umgeleitet“ worden sind - : Wenn der HERR eine Tür zumacht, dann hat er mit Sicherheit etwas Besseres für uns bereit. Das lässt uns getrost in die Zukunft blicken. Deshalb gibt es auch keinen Platz auf dieser Erde, an dem ich nicht arbeiten wollte. Denn wenn GOTT mich an einen Ort schickt, ist ER längstens schon dort und kennt die Zusammenhänge, Umstände und Hintergründe.

Wo ich allerdings nicht hingehen würde, ist ein Ort, wo ich keine Gebetsunterstützung bzw. Rückendeckung von anderen Christen hätte. Mission ist ein geistlicher Kampf, der mit geistlichen Mitteln gekämpft werden muss. Das wichtigste «Mittel» hat GOTT jedem Christen sozusagen in die Hände, bzw. ins Herz gegeben: die Fürbitte, das Gebet. Damit kann jeder mithelfen und das Seine dazutun, dass GOTTES Reich auch in die entlegensten und verschlossensten Winkel dieser Welt hineindringt. Wie gut, dass es im Reich GOTTES keine Arbeitslosen gibt, sondern nur Mitarbeiter, keine Mitläufer, sondern nur Nachfolger.

***ethos: Herr Hoprich, herzlichen Dank für Ihre interessanten Ausführungen***

**„Von Gerlingen aus wird die Welt missioniert / Seite 28“**

**Stuttgarter Zeitung Nr. 104, Donnerstag 6. Mai 2004**

**Region Stuttgart**

**Wider den bösen Buschgeist**

**Missionare aus Gerlingen**

Von Eberhard Wein

GERLINGEN. Der Flecken unterhalb der Schillerhöhe ist kein heiliges Land.

Und doch hat kein Ort der Republik so viele Missionare hervorgebracht wie das kleine Gerlingen im Landkreis Ludwigsburg. Was im 19. Jahrhundert mit Johannes Rebmann begann, gilt noch heute.

Eben noch haben die Kinder friedlich gespielt.

Jetzt rennen sie laut schreiend auseinander. „Masalai, Masalai“, rufen sie, „der Buschgeist kommt und will uns holen.“ Doch die kräftige hellhäutige Gestalt mit dem Bart, welche die Kinder des kriegerischen Kol-Stammes aus den Bergen Papua-Neuguineas so fürchten, ist nicht Masalai und stammt auch nicht aus dem Busch. Die Gestalt heißt Hans-Georg Hoprich, ist Elektromechaniker aus Gerlingen, und hat sich zusammen mit einem einheimischen Pastor, dem örtlichen Gemeindevorsteher und zwei Eingeborenen über steile Berge, durch dichtes Gestrüpp und Sumpfbereiche gekämpft und dabei krokodilverseuchte Flüsse durchquert.

Der Handwerker aus einem Stuttgarter Vorort weiß ganz genau, was ihn mitten in die Wildnis Neu-Britanniens getrieben hat. „Ich will weitergeben, was mein Leben revolutioniert hat“, sagt Hoprich. Das tat er erst Samstag für Samstag in der Stuttgarter Fußgängerzone.

Doch dann stellte sich ihm immer drängender die Frage, „was mit denen ist, die noch nie etwas von Jesus gehört haben“.

In der Teestube der evangelikalen Stuttgarter Gemeinde, wo er sich damals regelmäßig mit jungen Christen traf, guckte er sich ein Mädchen aus und fragte dann: „Willscht mich heiraten und mit mir in die Mission gehen?“ Die junge Frau war perplex, wollte dann aber doch. Göttliche Fügung. Jetzt sind sie seit 20 Jahren im Dienste der Deutschen Missionsgemeinschaft und im Auftrag des Herrn unterwegs. „Wir glauben“, sagt Hans-Georg Hoprich, „dass Gott uns an dieser Stelle haben will.“

Anderswo würde man dieses Bekenntnis vielleicht für aufgesetzt oder peinlich halten, doch in Gerlingen ist er in guter Gemeinschaft.

Von dort aus sind im 19. Jahrhundert Johannes Rebmann, Johannes Zimmermann und viele andere Missionare ausgezogen, um der Welt von Jesus zu berichten. Und der Zustrom an die Missionsorte dieser Erde ist im 20. Jahrhundert nicht versiegt. Noch heute tun Rebmans Erben ihren Dienst.

Die Gerlinger Missionare, denen in der einschlägigen Missionsliteratur herausragende Plätze eingeräumt werden, „sind keine bloße Erscheinung des 19. Jahrhunderts“, sagt der Heimathistoriker Immanuel Stutzmann. Er hat den örtlichen CVJM als Kadenschmiede ausgemacht. „Die Verbundenheit mit der Mission ist heute noch spürbar“, sagt der Pfarrer der örtlichen Kirchengemeinde, Wilfried Braun. Die Vielzahl an Missionaren aus Gerlingen sei gewiss kein Zufall. „Das liegt schon auch an der Geschichte der Gerlinger Kirchengemeinde“, sagt Braun.

## **Das Reiseziel war Neuguinea**

Auch Gotthold Rometsch konnte sich dem langen Schatten Rebmanns nicht entziehen. An jenem Abend, an dem der heute 63-Jährige seine folgenschwere Entscheidung fällte, berichtete ein Pfarrer in der Petruskirche über die Missions- und Entwicklungshilfeprojekte von Brot für die Welt. Rometsch war unter den Zuhörern. Am Ende des Vertrags stieß ihm sein Vetter in die Rippen. „Du, Gotthold, das ist doch etwas für dich.“

Rometsch, damals Anfang 20 mit abgeschlossener Automechanikerlehre, ging schnurstracks in die Sakristei. „Sie haben mich akzeptiert“, berichtete er seinem Vater nach dem Gespräch. Wenige Monate später fuhr er los. Auch sein Ziel war Neuguinea.

Wie zu Rebmanns Zeiten führt der Weg in die Mission über England. Dort bereiten spezielle Bibelschulen die Männer und Frauen auf ihre Arbeit in der Dritten Welt vor. Viele kommen wie Hoprich und Rometsch aus praktischen Berufen; bei der Verkündigung sind sie Autodidakten. Dennoch geht es in der Bibelschule nicht nur um das geistliche Rüstzeug.

„Wir haben gelernt, wie man Zähne repariert, wie man Kindern auf die Welt hilft und wie man mit Ziegenmist Zitronenbäume düngt“, sagt Hoprich.

## **Begegnung mit echten Kriegern**

Heute ist ein Missionar auch Entwicklungshelfer. „Wenn wir helfen können, dann verstehen die Leute, dass wir ihnen etwas bringen und nichts wegnehmen“, so Hoprich.

Das haben auch die Männer vom kriegerischen Kol-Stamm verstanden, die ihm kurz nach der Begegnung mit den Kindern mit Speeren und Äxten bewaffnet entgegneten. Zunächst können nur die einheimischen Begleiter Schlimmeres verhindern.

Doch Hoprich lässt sich nicht entmutigen und geht immer wieder hinauf in die Berge.

Es wächst allmählich das Vertrauen und dann auch das Interesse für das, was der weiße Mann zu sagen hat. Nie sei er dabei gegen die Priester und Schamanen vorgegangen, sagt Hoprich. „Unsere Predigt bestand allein darin, von Gottes grenzenloser Liebe zu reden und zu ihm einzuladen“, sagt er.

Das ist wichtig. Denn natürlich stehen die Missionare unter dem Generalverdacht, einer fremden Kultur künstlich ihre Sicht der Dinge aufzuzwingen. Deshalb suchen die Missionsvereinigungen heute die enge Zusammenarbeit mit den Ortskirchen.

Auch Gotthold Rometsch hat in Neuguinea den Menschen moderne landwirtschaftliche Arbeitsmethoden vermittelt. Und aus tiefster Überzeugung sagt er: „Ohne eine Änderung im Glauben gibt es keine Änderung im übrigen Leben.“ Denn die Vorstellung vom glücklichen Urwaldstamm sei eine Mär. „In Wirklichkeit haben die Menschen unheimliche Angst vor bösem Zauber, Geistern und ruhelosen Ahnen“, sagt Rometsch. Gut erinnerlich ist ihm ein Vorfall aus den ersten Jahren seines Wirkens. Im Nachbardorf hatte es einen Todesfall gegeben. Nun saßen die Ältesten beisammen, um zu beraten, wer daran die Schuld trage. Obwohl es offensichtlich war, dass niemand etwas damit zu tun hatte, fiel die Wahl schließlich auf einen in der Runde. „Der Mann kam zu uns ins Haus gerannt. Die anderen wollten ihn umbringen“, sagt Rometsch. „Da hat das Christentum die Befreiung gebracht.“ Und das war auch für Außenstehende spürbar. Gotthold Rometsch lebt heute als Pensionär in Brisbane in Australien.

Hans-Georg Hoprich betreut eine Gemeinde im österreichischen Eisenstadt und reist mehrmals im Jahr zum Missionseinsatz nach Albanien und in den Kosovo.

In Papua-Neuguinea haben beide mehrere Gemeinden zurückgelassen, die von Einheimischen weitergeführt werden. Doch Rometsch ist skeptisch. „Gott hat Kinder, aber keine Enkel“, sagt er.

Die Ursprünglichkeit werde verloren gehen, „es wird zu einem Namenschristentum werden“.

Doch so lange Rebmann in Gerlingen Enkel hat, muss der Christenheit nicht bange sein.

## **Erinnerung an Johannes Rebmann**

Es ist die Reise nach Dschagga, die Johannes Rebmann berühmt gemacht hat. Mit ein paar Trägern wagte er sich im Jahr 1848 tief hinein in den afrikanischen Dschungel. Seine Mission war die Mission. Denn dort im kenianischen Hinterland, davon war er überzeugt, lebten Menschen, die sehnsüchtig darauf warteten, dass ihnen jemand das Wort Gottes verkündet. Diese Hoffnungen erfüllten sich nur zum Teil. Während Rebmanns Wirkungszeit in dem ostafrikanischen Land zählte die von ihm gegründete Gemeinde kaum mehr als ein paar Köpfe. Sein fester Glauben und sein Engagement wurden dennoch belohnt: Als erster Europäer sah er den schneebedeckten Gipfel des Kilimandscharo. Es ist durchaus sinnfällig, dass sein Bericht vom Schnee am Äquator in der europäischen Öffentlichkeit zunächst auf Unglauben stieß.

Seit Jahresbeginn erinnert eine Missionarstube an das Leben und Wirken Rebmanns und all der anderen Gerlinger Missionare.

Eine Tafel dokumentiert auch die Arbeit der Missionare aus der heutigen Zeit.

Diese Gedenkstätte wurde in Rebmanns Geburtshaus in der Kirchstraße eingerichtet.

Das mehr als 500 Jahre alte Wengertterhaus stand bereits unmittelbar vor dem Abbruch, konnte dann aber von einer Stiftung in Zusammenarbeit mit der evangelischen Kirchengemeinde und der Stadt im Zuge eines beispielhaften Sanierungsprojekts gerettet werden. Dort finden in unregelmäßigen Abständen Veranstaltungen statt. Die Stube kann auch gemietet werden.

Informationen gibt es bei der Petruskirchengemeinde unter der Telefonnummer 07156 – 92010

kew

## **Öffentlicher Anzeiger Nr. 241, Montag 17. Oktober 2005**

Seite 20, Bad Sobernheim: **MSSION: In Staudernheim gab's spannende Erlebnisse von einer Südseeinsel Neubritannien „Christliche Gemeinden aufgebaut“**

## **Sonntagsgruß Nr. 43, 23. – 30 Oktober 2005**

Evangelische Wochenzeitung an Saar, Mosel Nahe und auf dem Hunsrück, Kirche vor Ort, Seite 4

## **Allgemeine Zeitung, Montag 17. Oktober 2005**

### **Konfirmanden hörten den Missionaren staunend zu**

Margret und Hans-Georg Hoprich berichteten in Staudernheim und Lauschied von ihren Erlebnissen in Papua-Neuguinea

**Wenn in Papua-Neuguinea zum Gottesdienst gerufen wird, ertönen keine Glocken, sondern es wird das Muschelhorn geblasen, und Trommeln begleiten den Gemeindegang. Margret und Hans-Georg Hoprich berichteten den Konfirmanden der evangelischen Kirchengemeinde Staudernheim von ihren Erlebnissen als Missionare**

Von Marion Unger

STAUDERNHEIM/LAUSCHIED. Spannende Geschichten von ihren Begegnungen mit den Ureinwohnern von Papua-Neuguinea, von denen manche noch nie einen Menschen mit weißer Hautfarbe gesehen hatten, brachten Hans-Georg und Margret Hoprich im Rahmen eines Missions-Wochenendes nach Staudernheim und Lauschied. Das Ehepaar, Missionare der Deutschen Missionsgemeinschaft (DMG), lebte zehn Jahre lang auf der Südseeinsel Neubritannien.

In Kokosmilch gekochte Beutelratte und dazu ein paar fette Maden mit Reis, serviert auf einem Bananenblatt - die Schilderung der Speisekarte eines Stamms im Dschungel von Papua-Neuguinea traf nicht unbedingt den Geschmack der rund 20 Konfirmanden der evangelischen Kirchengemeinde Staudernheim. Die jungen Leute machten ihrem Abscheu entsprechend Luft. Dennoch lauschten sie aufmerksam den Erzählungen von Margret und Hans-Georg Hoprich. Der gelernte Elektromechaniker und die ausgebildete Krankenschwester gründeten im Urwald christliche Gemeinden.

Die Insel am anderen Ende der Welt bietet alles, was sich vom Stress geplagte Europäer wünschen können, um „die Seele baumeln zu lassen“: Sandstrände mit Palmen, unberührte Natur, sauberes Wasser, Sonne satt. Wer sich unter einer Kokospalme ausruhen will, ist nach Darstellung von Hans-Georg Hoprich allerdings schlecht beraten. Wenn ihm eine solche Frucht auf den Kopf fällt, kann das einen Schädelbruch zur Folge haben.

In lebendiger Sprache, mit glänzenden Augen und zeitweise drastischer Wortwahl berichtete er von Fußmärschen durch den tropischen Regenwald, vom Balancieren über Flüsse voller Krokodile, von Gift- und Würgeschlangen und von Geisterheilern, die ihm nach dem Leben trachteten. Das ist der Stoff, aus dem Abenteuer Geschichten sind, und der engagierte Vortrag tat ein Übriges, um den Gemeindenachwuchs und - in zwei Vorträgen mit Bildern und Musik in Staudernheim und Lauschied – auch Erwachsene zu fesseln. Dabei ließen die beiden Missionare unaufdringlich, und daher umso glaubwürdiger, bei ihren Besuchen in Staudernheim und Lauschied christliche Überzeugung durchklingen und traten für die Idee der Mission ein, die sich heute mancher Kritik ausgesetzt sieht.

„Das Evangelium ist eine freimachende Kraft“, betonte Hans-Georg Hoprich und beschrieb die zahlreichen Ängste der mit Naturreligionen aufgewachsenen Einheimischen. Er sieht im Aufbau von christlichen Gemeinden, in der Unterweisung über die Grundbegriffe von Hygiene und im Versuch, verfeindete Sippen und Stämme miteinander zu versöhnen, keine Zerstörung ihrer Kultur, (noi)

## **Stuttgarter Zeitung Nr. 253, Donnerstag 2. November 2005**

**Strohäusenausgabe, Kreis-Ludwigsburg-Ausgabe, Marbacher Zeitung und Leonberger Kreiszeitung, Seite 5**

### **Die Mission ist „eine brutale Rettungsaktion“**

**Der Gerlinger Hans-Georg Hoprich will die Menschen vom christlichen Glauben überzeugen – in Österreich**

**Gerlingen. Seit 1998 ist Hans-Georg Hoprich als Missionar in Österreich im Einsatz.**

**In das Alpenland entsandt hat ihn die evangelische Petrus-Kirchengemeinde seiner Heimatstadt Gerlingen.**

Von Christine Bilger

In ferne Länder zogen die Gerlinger Missionare in früheren Jahrhunderten. Sie sahen den Schnee am Kilimandscharo, erlebten fremde Kulturen in Afrika.

Am Beginn des dritten Jahrtausends ist wieder ein Gerlinger im Missionsdienst, und zwar in Österreich.

Der Einsatzort sorgt bei Zeitgenossen mitunter für Verwunderung. Daran haben sich Hans-Georg Hoprich und seine Familie längst gewöhnt. Zu Beginn seiner Dienstzeit fand er gleich die für ihn passende Antwort, die er bis heute verwendet.

„Was wollen sie denn in Österreich?“ fragte eine Frau, fast schon ein wenig entsetzt. **„Kennen Sie ein Land, das keinen Missionsdienst braucht?“** entgegnete er. Und erntete Einsicht.

Entsandt hat ihn die Gerlinger evangelische Petrus-Kirchengemeinde, im Dienst der Deutschen Missionsgemeinschaft (DMG, Buchenauerhof, Sinsheim).

Die DMG ist mit rund 350 Missionaren in mehr als 70 Ländern weltweit eines der größten Evangelischen Missionswerke in Deutschland und arbeitet überkonfessionell

Bescheiden nimmt Hans-Georg Hoprich davon Abstand, in der Tradition der Gerlinger Missionare wie Johannes Rebmann oder Johannes Zimmermann zu stehen. Als Seelsorger versteht sich der Gerlinger, und die könne man in jedem christianisierten Land brauchen, egal, wie lange der Glaube dort schon verwurzelt ist. Daher ist für ihn Österreich auch kein anderes Arbeitsgebiet als die anderen Länder.

Schon vor ihrer Heirat stand für die Hoprichs fest, dass sie in den Missionsdienst gehen wollten.

So gab Hans-Georg Hoprich seinen Beruf als Elektromechaniker auf.

Eigentlich wollten seine Frau Margret und er nach ihrer Zeit in Papua-Neuguinea nach Belgien, wohin sie bereits Kontakte geknüpft hatten und wo sie sich gebraucht fühlten. „Betet für Belgien“, hieß ihr Auftrag in jener Zeit. Hinzu kam, dass Margret Hoprich sich geschworen hatte **„Nie wieder Österreich“**, nachdem sie während eines missionarischen Ferieneinsatzes im Jahre 1978 ständig in die „Sektenecke“ gestellt wurde.

Doch dann nahmen sie die Aufgabe an, auch wenn aus dem Wunscheinsatzland Belgien nichts wurde.

Seit sieben Jahren sind sie nun in Österreich, und mittlerweile kann der Gerlinger eine tiefgreifende Begründung liefern, warum.

„Wir können es nicht lassen, von dem Zeugnis zu geben, was wir selbst erlebt haben“, benennt der Gerlinger die zugrunde liegende Motivation für den Missionsdienst. Wenn er dann über seinen Einsatzort spricht, kommt das einer geistesgeschichtlichen Abhandlung gleich. Mit einem Beispiel setzt er ein.

Eine Witwe, die in einem kleinen Ort am Neusiedler See lebt, wollte ihm allen Ernstes weismachen, ihr Mann sei gestorben, weil dessen verstorbene Mutter schon seit Jahren „allein auf der Venus“ sitzt und ihn zu sich geholt habe.



„Können Sie sich vorstellen, was da für ein Mischmasch entstanden ist?“ fragt der Seelsorger und schüttelt noch immer verständnislos den Kopf. **„Wir müssen ganz von vorne anfangen, klären, was an Jesus Christus glauben heißt“**, begründet er daher seinen Auftrag. In einem Land, das von einer über 1000-jährigen katholischen Tradition geprägt ist.

Die Geisteshaltung der Österreicher definiert Hans-Georg Hoprich „über die unselige Gegenreformation“. Teile von Österreich waren zu 90 Prozent protestantisch, als sie ausbrach. „Verjagt und bedroht“ wurden die Protestanten. Die besonders Standhaften unter ihnen verließen das Land. Wer blieb „wurde von der katholischen Kirche richtiggehend geknechtet“. Das habe „Auswirkungen bis in unsere Zeit“.

**Erst 1961 bekam die Evangelische Kirche durch ein staatliches Gesetz dieselben Rechte wie die Katholische.**

Die österreichische Seele sei in der Folge „etwas ganz besonderes: Geprägt durch die christliche Tradition, und doch ohne Antworten auf die wichtigsten Fragen des Lebens: Wer bin ich – Wozu lebe ich – Wohin geht’s mit mir?“

So schockiert es den überzeugten Christen zwar, dass „ein Sechstel der Österreicher von sich sagt, psychisch krank zu sein. Ein ganzes Volk LIEGT auf der Couch“. Wundern tut es ihn nicht. Darum sind es auch vor allem die Krisensituationen im Leben, in denen die Menschen sich an die Hoprichs wenden. Tod, Scheidung, Sinnfragen, mit diesen Themen beschäftigt sich der Gerlinger nicht nur in seiner kleinen Gemeinde in Eisenstadt im Burgenland.

**Er betont, dass er von ganzem Herzen gerne in Österreich ist.**

Eines stellt Hans-Georg Hoprich in diesem Zusammenhang klar. Auf keinen Fall geht es ihm „um Schäfchenklau, nicht um das konfessionelle Erhaschen von Leuten“, auch wenn er mit dem Bund Evangelikaler Gemeinden in Österreich (BEG) zusammenarbeitet.

**Evangelikal müssen sich im Alpenland alle Freikirchen nennen, denn der Begriff „evangelisch“ ist nur der evangelischen Kirche vorbehalten!**

Auch wenn er viel mit Zweifeln konfrontiert worden ist, sein Glauben gibt ihm Kraft und Orientierung, die der Missionar aus Gerlingen weitergeben will: „Mir ist eines klar geworden in der Mission: Ohne Jesus sind die Menschen verloren. Ich will, dass der Himmel bevölkert wird, und nicht die Hölle“.

Schließlich ist für ihn Mission nichts anderes als eine „brutale Rettungsaktion“, für die er ein eindrucksvolles Bild liefert.

**„Haben sie schon einmal zugesehen, wie ein Mensch nach einem Unfall wiederbelebt wird? Da braucht es vollen Einsatz! – Darum geht es.“** Egal, ob das Einsatzland Papua-Neuguinea oder Österreich heißt.